Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 41 (1979)

Artikel: Johann Christian Ott 1818-1878
Autor: Aebi, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-246063

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JOHANN CHRISTIAN OTT
1818–1878

Von Ernst Aebi, Worb

Zur Biographie «Hans' des Berner Milizen»

Der Fürsprecher und Dichter Johann Jakob Romang gehörte zu den besten Freunden Johann Christian Otts. Er gab nach dem Tode seines Freundes dessen Biographie heraus. Ott hatte noch damit angefangen und sie mit der Überschrift «Ich» betitelt, doch kam er nicht über das Jahr 1843 hinaus. Der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Im Einverständnis mit Otts Söhnen schrieb Romang den Lebenslauf zu Ende und leitete ihn auch mit einem schwungvollen Gedicht ein:

«Ein Soldat der Freiheit.
Den Manen J. C. Ott's gewidmet.»

In den zwei ersten Strophen befaßt er sich mit dem Schlachtenruhm der Feldherren und wendet sich hierauf an die vielen Ungenannten, die in der Erde ruhen und die niemand besingt:

«So mögt Ihr in Palästen und auf Gassen
Besingen stolzer Heere Ruhm und Glanz:
Doch meines Trauerliedes Myrthenkranz
Müßt Ihr dem Streiter für die Freiheit lassen!
Ott! der im Grabe erst das Traumbild fand,
Für das er all sein Leben lang gerungen ...

Soldat der Freiheit! Wackerer Milize!
Noch kam sie nicht, des Völkerfrühlings Pracht,
Es fuhren nur – nach milder Winternacht –
Durchs knospende Gehölz die ersten Blitze ...»

Die letzte Strophe des sechsteiligen Gedichtes lautet:

«Dein Saitenspiel klang froh zu deinem Volke,
Du stiegst in seiner Seele Schacht hinab,
Und, was sein volles Herz dir wieder gab,
Verscheuchte auch von deiner Stirn die Wolke.
So lange frisch man singt im Schweizerlande
Und junges Volk den Fuß erhebt zum Tanze,
Erklingt dein Lied. Drum schmückt hier Freundeshand
Dein letztes Kreuz mit einem letzten Kranze.»

In einem kurzen Vorwort macht Romang den Leser darauf aufmerksam, daß bereits in der Biographie die Eigenschaften des Verstorbenen heraustreten werden,

die später auch seine Werke kennzeichneten: «Wahrheit und Treue der Auffassung, Kraft und Leben in der Schilderung, das Ganze gewürzt von naturwüchsigem Humor.» Romang hat seinen Freund gut charakterisiert. Schon die ersten Zeilen der Selbstbiographie weisen darauf hin:

... «Ich bin denn auch von dem einzigen Werthe meines Ich so innig überzeugt, daß die Zeitungsschreiber nach meinem Tode nichts Eiligeres werden zu tun haben, als Leben und Wirken meines unsterblichen Ich fußwarm der Presse zu übergeben!»

Die Eltern

Der Vater, Christian Gottlieb Ott, wurde am 4. September 1768 in Untertürkheim in Schwaben geboren. Dieses Ursprungs habe er sich sogar im Kanton Bern nicht zu schämen, erklärt unser Johann Christian Ott in der Selbstbiographie, denn welches Land könne einen Hauff und Uhland und gar den unsterblichen «Schiller-Fritze» aufweisen, der den sagenhaften Tell beinahe zur historischen Wahrheit erhoben habe!

Mit fünfzehn Jahren verließ Otts Vater seine Heimat und kam 1785 zuerst nach Schaffhausen und bald darauf nach Muhen im damaligen bernischen Aargau. Hier lernte er «Bernerwägeli» herstellen. Französische Emigranten benutzten aber gefederte Reisewagen. Solche Federungen baute er in seine Bernerwägeli ein und hatte großen Erfolg. Während des Franzoseneinfalls zog der Dreißigjährige nach Jegenstorf, pachtete eine Hufschmiede und lernte seine Frau kennen, das Bäbeli, die Herrschaftsköchin des Schloßherrn von Stürler. Sie half ihm zurecht, wenn französische Dragoner den Schwaben nicht verstehen konnten, denn «das rosige flinke Bäbeli sprach zufällig auch französisch ...» Vater Ott wollte später seinen Söhnen nie zugeben, daß sich das junge Paar geliebt habe: «Das guet Mietterli het halt franzesisch g'sproche un sel'mal ha ni epper so nöthig g'ha, ihr dumme Buebe!» Die Trauung fand in der Kirche von Oberburg statt. Um die gleiche Zeit bewog ein älterer Berufsgenosse Gottlieb Ott, die alte Hammerschmiede in Worb käuflich zu erwerben. Damals gab es auf dem Lande wenig tüchtige Handwerker, und ein Auskommen fand sich deshalb rasch. Ott hatte den Kauf nicht zu bereuen. Der tüchtige Schmied wurde bald anerkannt, obwohl er sein Leben lang nie richtig berndeutsch lernte. 1812 erwarb er das Bürgerrecht von Langnau und baute 1819/20 die neue, heute noch bestehende Hammerschmiede in Worb.

Johann Christian, am 11. November 1818 geboren, war der fünfte Sohn. Mädchen waren der Familie nicht beschieden, darum verehrte man diese Lebewesen wie halbe Engel. J. C. Ott weiß seinen Vater trefflich zu schildern:

«Wenn der kohlengeschwärzte Meister im Schurzfell hinter dem Amboß stand ... wenn die Essen lohten, wenn der große Hammer die Fenster der Nachbarschaft erklirren machten ..., dann erbebte auch mein jugendfrisches Herz in seinen tiefsten Tiefen, und ich blickte auf den schwärzlichen Altmeister mit gleichem Stolz wie ein Edelknabe, der seinen ritterlichen Herrn schwer gerüstet und hoch zu Roß zum gerechten oder ungerechten Strauß ausziehen sieht.»

Der junge Christeli, «der jüngste und schwächlichste, strich damals mit sechs Jahren meist um die Schürze der Mutter herum.» Seine Mutter schilderte er als tiefreligiöse Frau, als überragende Köchin und Hausfrau, die für sich nichts begehrte, aber für die Familie alles hingab. Diese bescheidene, arbeitsame Mutter war für ihn zeit seines Lebens ein Vorbild.

«Wenn Mütterchen in der schwarzen Spitzenhaube zur Kirche ging, das Psalmenbuch mit dem weißen Nastuch und der Brille zwischen die Hände gelegt, war sie ein rührendes Bild ächten Gottvertrauens und ungeheuchelter Frömmigkeit.»

Die Jugendjahre

«Mein Geburtsort ist das gewerbereiche, große Dorf Worb, zwei Stunden weit von Mutzopolis ... Am Fuße des Schlosses liegt die alte Hammerschmiede, in der bis zum heutigen Tag Hämmer lustig niedertanzen, verkündend, daß die Nachkommen zweiter Linie des schwäbischen Altmeisters das Schmiedehandwerk weiter pflegen, meine Geburtsstätte.» Christeli besuchte die Dorfschule, die sämtliche Schüler in einer einzigen Stube vereinigte. Dies war seine «Hochschule», wo er leidlich lesen und schreiben lernte, dazu ein klein wenig rechnen. Vor allem aber genoß er die Freiheit:

«Klösterlifritz war mein Ulysses,
Ajax war der Hubelbänz,
Hemd und Hosen kriegten Schränz',
Wo was reißen mocht', da riß es.
So Achajer wie Trojaner
Fanden sich zusammen da,
Paris war ich als Primaner [Erstkläßler]
Eichmattänni Helena.
Zwischen Trimstein, Worb und Wyden,
Fochten sich die Händel aus.
Hiebe folgten oft zu Haus,
Doch die Seele schlief zufrieden.»

Vater Ott fand die Dorfschule zu wenig förderlich für seine Söhne. Er schickte sie in Privatschulen, den kleinen, schüchternen Christeli nach Lenzburg, später in die Realschule Bern und schließlich für ein Jahr nach Grandson. «Ich kehrte als ziemlich beredter Franzose, aber auch als der immer schüchterne, unbeholfene Christeli Ott retour und war bei Hause wieder der Stubenhöck Mütterchens und jetzt noch dazu ein Bücherwurm.»

Zur Berufswahl hatte Christeli nicht viel zu sagen. Meister Ott bestimmte ihn zum Handelsmann und wollte auf die Ratschläge der Lehrer, die Christian für eine Hochschulbildung vorschlugen, nicht eingehen. Am 26. Oktober 1836, achtzehnjährig, trat Christian in Bern in einem Spezereigeschäft die kaufmännische Lehre an. «Ich eignete mir dennoch keine handelskaufmännischen Kenntnisse an, dagegen hie und da ein paar Mandeln, Rosinen oder Weinbeeren ...» Die dreijährige Lehrzeit war für Chri-

stian eine Qual. Um doch noch etwas gelernt zu haben, warf er sich, wie er schreibt, auf das Studium der englischen Sprache.

Berufs- und Militärleben

Mit zwanzig Jahren rückte Christian Ott zur Rekrutenschule ein. «Der Militärteufel begann mich zu reiten und steigerte die Antipathie gegen meinen aufgedrängten Beruf noch mehr.» 1840 wurde er zum Kadettenkurs (Offiziersschule) aufgeboten und kehrte nach einigen Wochen als Unterleutnant heim, völlig verändert, die Schüchternheit war gewichen. Er war ein richtiger Draufgänger geworden. «Ich wollte den widerwärtigen Düten Valet sagen, aber da doch ‹gehandelt› werden sollte, griff ich zu dem mir am meisten zusagenden Weinhandel, der mir nebst Pech und abermals Pech ein einziges Lämplein schimmern ließ, dessen Licht aber durch mein ganzes Leben leuchten sollte.»

Ott meinte mit diesem Lämplein seine Frau! Handelsmann Kohler an der Spitalgasse, ein gebürtiger Jurassier aus Pruntrut, und seine Frau, eine Neuenburgerin, hatten eine Tochter, die sich Ott regelrecht erkämpfte. Er mußte sie, wie er behauptet, «aus den Klauen der römischen Kurie entreißen». Der Vater war strenger Katholik, die Mutter reformiert. Mit ihrer Hilfe kam er endlich zum Ziel, auch zur großen Freude seiner Josephine.

Auf Geheiß seines Vaters in Worb richtete er an der Spitalgasse in Bern ein Billard-Café ein. Doch schon zwei Jahre später verpachtete er es einem Wirt und ging wieder dem Weinhandel nach. Zum Wirt fühlte er sich nicht geeignet.

Es war kurz vor einem militärischen Kantonallager in Thun, zu dem der Unterleutnant einzurücken hatte. «Und hier liegt der Wendepunkt meines Glücks und meines ganzen Lebensganges.»

Hier bricht Otts selbstgeschriebene Biographie ab, und Romang schildert den weiteren Lebensweg seines Freundes. Mit Recht schreibt Ott von einer Schicksalswende, und dies im doppelten Sinne: Das Glück begann ihn damals zu verlassen, und der Tod ließ ihn später, als Sechzigjährigen, nicht mehr weiter erzählen.

Die Schicksalsjahre

Man kann sie so nennen, denn sie gaben Otts Leben eine völlig neue Richtung. Der begeisterte Offizier hatte beim Einrücken eine große Sorge: Seine junge Frau sah ihrer ersten Niederkunft entgegen. – Am Vorabend seiner Entlassung kam es plötzlich zu einer bösen Auseinandersetzung mit seinem rauflustigen Kompaniekommandanten. Der Hauptmann bestand in seiner Weinseligkeit auf einem Säbelduell, dem Ott auszuweichen versuchte. Doch der rasend gewordene Gegner bestand darauf. Ott wurde an der Stirne ziemlich schwer verletzt und mußte für einige Zeit im Militärspital Thun gepflegt werden. Weitere vierzehn Tage hütete er noch in Bern das Bett.

Durch irgendeine unvorsichtige Nachricht erfuhr seine Frau von der Verwundung, die ihr als tödlich geschildert wurde. Aus Schreck gebar sie ihr Mädchen zu früh. Es starb unmittelbar nach der Geburt. Der Kompaniekommandant wollte Ott veranlassen, den Duellhandel nicht vor das Militärgericht zu ziehen. Dieser wies das Ansinnen zurück, war aber höchst enttäuscht, daß sein Vorgesetzter wider jedes Recht freigesprochen wurde.

Damit hatten aber die Leiden erst ihren Anfang genommen. Sein Pächter war bei Nacht und Nebel mit der gesamten Barschaft durchgebrannt, und Ott hatte nichts als unbezahlte Rechnungen zu bezahlen. Mit großem Verlust mußte er das Café verkaufen und den Weinhandel aufgeben. Mit seiner Frau zusammen eröffnete er einen Spezereiladen und einen Destillationsbetrieb für Magenbitter. «Ich machte in Weinen und Likören», spottete er später. Alles schien nun endlich gut zu laufen. Da kam die große politische Wende im Kanton. Die Radikalen siegten bei den Wahlen in den Großen Rat, und die konservativen Geldgeber verschoben ihre Kapitalien nach auswärts. Viele Geschäfte in Bern standen vor dem Ruin. Da Ott noch Bürgschaften abgeschlossen hatte, verlor er nicht nur seine ganze Habe, sondern auch noch sein ganzes zukünftiges Erbe! Ein Freund bewog ihn, wenigstens das Likörgeschäft weiterzuführen, denn er mußte dringend Geld beschaffen, um seine Familie durchzubringen. Eben war das zweite Knäblein zur Welt gekommen.

Vor diesem für Ott so düsteren Hintergrund nahte das Schicksalsjahr 1847 mit dem Sonderbundskrieg. Ott war nie ein Parteimann gewesen. Wohl zählte er sich zu den Radikalen, doch ließ er sich in keine Schablone pressen. Er war ein feuriger Patriot, hatte aber von den Parteigrößen dieser Jahre nichts zu erwarten. Er war ihnen zu offen und zu wenig linientreu. Mit heiliger Überzeugung zog er im Herbst in den Krieg. Als Oberleutnant hatte er die erste Kompanie des Simmentaler Bataillons zu übernehmen, keine leichte Aufgabe, weil der Kompaniechef auch für das Korpsmaterial zu haften hatte. Dies hatte oft finanzielle Konsequenzen, so daß der Posten eines Kompaniekommandanten nicht gesucht war. Mehr als vier Monate lang stand Ott im Dienst. Fürs Leben gern hätte er sich mit dem Feind geschlagen, doch kam es nicht dazu, weder vor Freiburg noch im Entlebuch. Zum Schluß setzte ihm das Militärdepartement des Kantons einen jungen, protegierten Offizier vor die Nase! Sein Hauptmannsbrevet, das auch einen höheren Sold in sich geschlossen hätte, erhielt er am Tage seiner Entlassung. Ergrimmt und enttäuscht kehrte er nach Hause zurück.

Kondottiere im lombardisch-sardinischen Befreiungskrieg von 1848

Im Februar 1848 brachen in vielen Ländern Europas die Revolutionen aus. Schon längst schlug Otts Herz für die Befreiungsbewegung in Nord und Süd. Er und viele Radikale konnten die zurückhaltende Neutralitätspolitik des neuen Bundesrates nicht verstehen und träumten davon, jetzt das Veltlin und Teile von Savoyen an die Schweiz anzugliedern, dies als Entgelt für einen angebotenen Hilfsvertrag von Sardinien-Piemont. Dieser Vertrag wurde aber schweizerischerseits abgelehnt. Weder König Albert

noch viele radikale Eidgenossen verstanden diese Haltung. Ganz unverständlich, ja der Eidgenossenschaft unwürdig, fand Ott die Weiterführung der abgeschlossenen Soldverträge mit dem Königreich Neapel-Sizilien. Gerade Bern war einer der Hauptstützpunkte und Lieferanten von Söldnern, die in Süditalien die Aufstände gegen das alte, verhaßte Regime unterdrücken halfen. Noch nach Jahren haderte Ott mit der Haltung der Verantwortlichen und macht sich im Vorwort zu seinem «Berner Milizen» Luft: «Welch gewichtiges Wort hättest du, kleine Alpenrepublik, von dort oben mitreden können, in jener Zeit der Völkerunbeholfenheit und fürstlicher Kopflosigkeit. Aber was man der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.»

Im Vorwort erklärt er weiter, warum er den «Berner Milizen» geschrieben hat: «Auffallenderweise reden diese [die Militärschriftsteller] stets nur von den Operationen in der Ebene und im Gebiet des Festungsdreiecks, während über das Verhalten der Freischarendivision vom Frühjahr bis zum Herbst 1848 wenig oder doch sehr Mangelhaftes verlautet. – Der Verfasser ... braucht nicht erst zu versichern, daß seine einfachen Schilderungen vom Standpunkt eines gewöhnlichen Milizen aus, durchaus keinen kriegswissenschaftlichen, belehrenden Wert beanspruchen, sondern daß er sein Tagebuch erzählen läßt, wie einem militairischen Laien eben der Schnabel gewachsen ist. – Wird der Schweizername durch die gänzliche Abwesenheit glänzender Waffenthaten in den italienischen Gefilden, überhaupt durch die ziemlich harmlosen Erlebnisse des Hauptmann Hans auch nicht in erhöhtem Glanze strahlen, so bleibt ihm doch das Bewußtsein, seine Soldatenpflicht erfüllt, und dem theuren Schweizernamen wenigstens keinen Makel angehängt zu haben.»

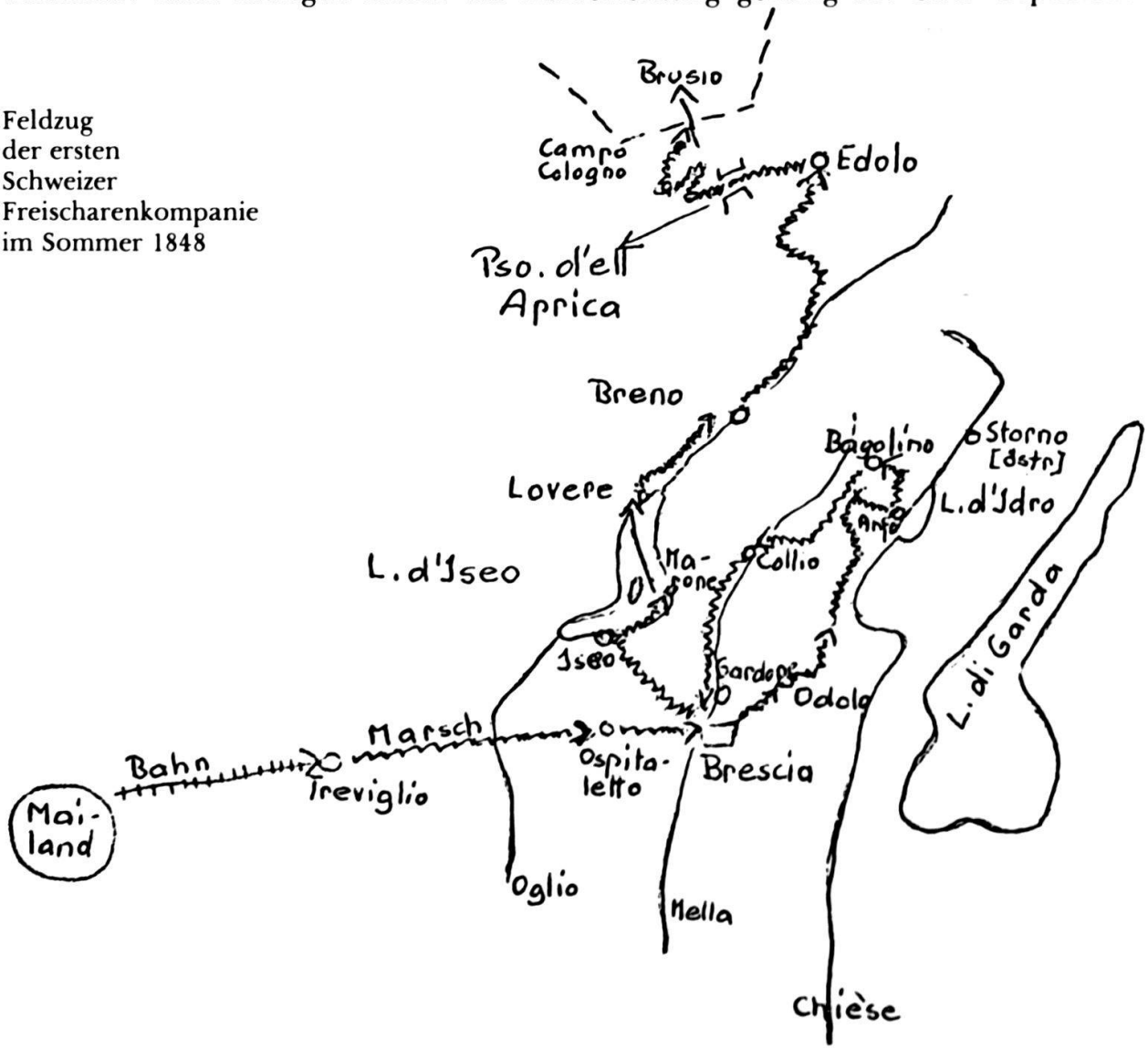
Damit wäre vorweggenommen, daß Ott sich als Freiwilliger nach Mailand begab, um seinen Mann bei der Befreiung Italiens zu stellen. So heißt das erste Kapitel: «Hans wird ein Reisläufer, hat viel Muth und wenig Geld, und wie es ihm in Mailand gefällt.» Er hat seine junge Familie, Geschäft und Freunde in Bern verlassen, um sich in seiner Berner Hauptmannsuniform für die Freiheit Italiens einzusetzen. Im April traf er in Mailand ein und bewarb sich sogleich um einen Posten in der Freiwilligendivision. Ganz Oberitalien schwamm in einem wahren Siegesrausch, denn General Radetzky hatte sich mit seinen kaiserlichen Truppen zurückgezogen. Die Zeitungen bejubelten die großartigen «Siege» der Befreiungstruppen. Es wimmelte in der Stadt von neu ernannten italienischen Offizieren, und Ott hatte große Mühe, sich überhaupt Zugang zu kompetenten Stellen zu verschaffen. Er bekam auch den Haß gegen die Schweizer zu spüren, denn in den Zeitungen standen Berichte von Greueltaten, die Schweizersöldner in Rom und Süditalien verbrochen hätten. Da die neu ernannten italienischen Offiziere keine militärische Ausbildung genossen hatten, sahen sie in den ausländischen Freiwilligen eine unliebsame Konkurrenz. So mußte sich Ott tagelang im Kriegsministerium herumschlagen, ohne jeden Erfolg. Nur ein Glücksfall sollte ihm endlich helfen: Eines Tages traf in Mailand eine Abteilung Schweizer Freiwilliger unter ihrem Hauptmann ein. Dieser weigerte sich, die Truppe in den Kampf zu führen. Ott wurde als Kommandant gewählt! Es war eine bunt zusammengewürfelte Truppe, zum großen Teil Genfer, Waadtländer, Tessiner und eine Handvoll Deutschschweizer, eine wilde Schar, die von Disziplin und Mannszucht nichts wissen wollte, denn schließlich war man Freiwilliger. Otts Aufgabe war schwer. Zum Glück war er

sprachgewandt, redete fließend französisch (deutsch war damals in Italien strengstens verboten) und konnte sich auch italienisch leidlich verständigen. Seine Truppe wurde als erste Schweizerkompanie der Freischarendivision zugeteilt und für Vorpostendienst im Südtirol vorgesehen. General Giacomo Durando befehligte die Freischaren. Er nahm die Schweizer als sogenannte «Capo-legione» in Dienst und Ott als unabhängigen «Corps-Kommandanten» im Range eines Hauptmanns, der stets das Recht besaß, Kommandeur des Korps zu bleiben, auch wenn aus der Kompanie ein Bataillon entstünde. Bewaffnung, Ausrüstung, Organisation, Instruktion, Rechtspflege und Verwaltung fielen ebenfalls in die Kompetenz des Kompaniechefs. Oberst Ferretti, ein «eisgrauer», aber noch rüstiger Veteran des Generalstabes, hatte Ott alles, was er verlangte, auszuhändigen. «Er war ein Mann der Methode, etwas schnauzig und ein Tüpflispalter, aber daneben ein guter Chrätteler, mit dem leicht auszukommen war.» Da die Österreicher Mailand überstürzt verlassen hatten, gab es große Mengen an Kriegsmaterial in ihren Kasernen und Magazinen. Hier konnte nun Ott seine Truppe einkleiden und ausrüsten. «Da fanden sich unter anderem Monturstücke der Kroaten und Weresdiner Grenzer, hellblaue Hosen mit weißen Nahtschnüren, grüne Ermelwesten mit purpurnen Aufschlägen von Chevauxlégers und Kaiser-Ulanen, die ich mir sofort ausbat ... Eine Anzahl dieser blauen Hosen ließ ich sogleich in Käppi umschneidern, wobei sich die weißen Nahtschnüre prächtig als Garnitur brauchen ließen.» Ott hatte keine Mühe, aus österreichischen Beständen seine Truppe so auszurüsten, wie er sie haben wollte, auch mit den nötigen Munitionswagen, Bagagetrain usw. Er hatte alle Hände voll zu tun, mußte für Verpflegung sorgen, ein Soldreglement schaffen, Strafbestimmungen ausarbeiten. Dabei hielt er sich an das eidgenössische Militärreglement. Ott spottet: «Goldene Souveränität! Ich fühlte mich verdreifacht, kriegte hohe Meinung von meinem schöpferischen Genius und glaubte mit Turenne und Condé mindestens auf gleicher Linie zu stehen. Vom Näppi gar nicht zu reden!» Hingegen hatte er Mühe, Subalternoffiziere zu finden. Es war für ihn selbstverständlich, daß nur Schweizer in Frage kamen. Doch das Glück war ihm auch hier schließlich hold: Eines Tages traf er einen Bekannten aus Bern, einen Artillerie-Oberleutnant, der sich bisher vergebens um eine Stelle bemüht hatte. Ott verlangte seine Einstellung, bekam sie und gewann damit einen Stellvertreter und äußerst zuverlässigen Offizier. Als ihm auch noch der Unterleutnant Colombara aus dem Tessin zulief, hatte er das Kader komplett. Nach kaum sechs Tagen konnte er seine Truppe dem General Durando melden, diszipliniert, tadellos ausgerüstet, zum Einsatz bereit, denn eine große Anzahl seiner Soldaten hatte schon gedient in Rom, Holland, Algier, Neapel. Die Kompanie zählte 127 Mann: 3 Offiziere, 1 Feldweibel, 1 Fourier (Sergent comptable), 5 Sergents, wovon einer Fähnrich, 10 Korporale, 4 Tambours, 2 Zimmerleute, 1 Wagenmeister, 1 Büchsenmeister, 1 Frater und 98 Soldaten (worunter Schmiede, Schuster, Schneider usw). Die Inspektionen verliefen zur restlosen Zufriedenheit der Vorgesetzten. «Lustig flatterte die Trikolore mit dem Schweizer Kreuz in den Straßen von Mailand.» Aber gerade diese Fahne war ein Stein des Anstoßes. Der schweizerische Konsul Raymond in Mailand machte Ott auf die Neutralität aufmerksam. Dieser war aber nicht verlegen, ließ das Kreuz in den Schenkeln verlängern – und hatte das Piemonteser Kreuz!

Bereits hatte das Kaiserreich eine Demarche nach Bern abgehen lassen. Ott zitiert frohlockend das Bundesblatt 1. Band, 1853, Seite 578 und ergänzt: «Ach je, verehrte Firma Habsburg & Cie, das war leider wahr ... aber nicht drei Wochen, sondern nur während acht Tagen.»

Der Tag der Abreise kam. Der Kommandant richtete eine kernige Ansprache an seine Truppe. Er schloß sie mit den Worten: «Camarades! nous ne sommes qu'une poignée d'hommes – puissions nous être l'avant-garde d'une armée auxiliaire suisse! Mais, que cela arrive ou non – maintenons l'honneur des armes suisses – ne soyons ni Vaudois, ni Tessinois, ni Bernois – soyons Suisses et quoique volontaires, soyons soldats! Vive le Gouvernement provisoire! Vive l'Indépendance italienne!» Tausende von Bürgern begleiteten Otts Kompanie auf den Bahnhof, und immer wieder jubelten sie «Salvete, bravi liberatori, viva i Svizzeri, evviva!»

Ott hatte einen klaren Marschbefehl: In etwa dreißig Stunden sollte er in Rocca d'Anfo, dem Hauptquartier der Freischarenkorps, einrücken. Das bedeutete eine Marschleistung von fünf Stunden im Tag, am 6. Juni hatte er dort zu sein. Die Eisenbahnfahrt nach Treviglio kürzte die Marschleistung gehörig ab. Über Ospitaletto



Feldzug der ersten Schweizer Freischarenkompanie im Sommer 1848

erreichte die Kompanie rasch Brescia, wo ein längerer Halt eingeschaltet wurde. Nun begann der Aufstieg in die Südtiroler Berge. Ott traf mit seinen Leuten zur rechten Zeit in Rocca d'Anfo ein und bekam den Befehl, nach Anfo abzusteigen und die Sicherung der Straße dem See entlang nach Storno zu übernehmen. In unmittelbarer Nähe, bei Storno, am Gardasee und in Trient, saßen die österreichischen Kaiserjäger. Graf Durando, der Freischarengeneral, war um seine Aufgabe nicht zu beneiden. Neben der Führung eines buntgemischten Offizierskorps hatte er auch noch allzuoft politische Auseinandersetzungen zu schlichten, denn es gab da Unitarier, königstreue Piemontesen und feurige lombardische Patrioten. Bei Zusammenkünften und bei Essen bemerkte Ott bald einmal, daß vielen der nötige Elan fehlte und die einlaufenden Siegesbotschaften oft genug maßlos übertrieben waren. Er begann auch an den Fähigkeiten der oberen Führer zu zweifeln. Wie, wenn sich die Österreicher vom ersten Schrecken erholt haben?

Die Kompanie Ott leistete hier regelrechten Gebirgsdienst. Besonders ein Zug war auf der Höhe einer jähen Schlucht eingesetzt. Der Aufstieg war lebensgefährlich, deshalb bezahlten einige Soldaten ihren Kameraden für jeden Gang dort hinauf 20 Rappen und drückten sich damit um ihre Aufgabe als Essensträger. Als Ott ihnen auf die Schliche kam, bestrafte er den Feldweibel und degradierte ihn zum Soldaten! Je länger der eintönige Wachtdienst in diesen abgelegenen Gegenden andauerte, desto mehr litt die Disziplin. Bald mußte Ott nach Deserteuren suchen. Vier waren davongelaufen, und der Capitano machte sich persönlich auf die Suche. Sein Instinkt trog in nicht, er fand sie in Mailand, wo er sie in Festungshaft legen ließ. Der Zufall wollte es, daß 24 Freiwillige, zumeist Deutschschweizer, in Mailand anwesend waren und seiner Kompanie zugeteilt wurden. Ott hatte dringend Verstärkung nötig, weil er wegen Krankheiten einige Abgänge zu beklagen hatte. Allerdings mußte er diese Neuen gehörig in die Finger nehmen und ihnen die Spezialwünsche, die sie hegten, abgewöhnen. Ott konnte in diesen Tagen den Einmarsch von ungarischen und südamerikanischen Freiwilligen miterleben und den glanzvollen Einzug Garibaldis bewundern. Weniger erbaut war er von den Nachrichten vom Kriegsschauplatz: Verona und Mantua gehörten immer noch den Österreichern, und von einem raschen Vorstoß ins Südtirol wollte niemand mehr etwas wissen.

Seit seiner Abwesenheit war die Kompanie ins Bergdorf Bagolino verlegt worden und von dort in die Berge von della Fontana auf 4500 Fuß (1500 m) Höhe. Über 600 Mann bewachten die Höhen der Fontana. Im Zentrum stand die Kompanie Ott, ihr angelehnt zur Linken die Finanzieri (Grenzwächter) und rechts die Füsiliere aus Brescia. Kommandant war Baron Major Trotti. Diese Truppen schützten den wichtigen Übergang ins Mellatal, das bei Brescia in die Ebene ausmündet. Hier zog sich die Grenze zwischen dem Welsch- und Deutschtirol durch, eine Grenze, die seit dem ausgehenden Mittelalter vom Ortler über den Adamello auf den Rocca d'Anfo sich sackartig verlängerte, um von hier den nördlichen Zipfel des Gardasees zu erreichen. Die besetzten Höhen lagen bereits auf Deutschtiroler Gebiet! Dies wußte der Kommandant genau, und das war eine Verletzung eines zeitlich begrenzten Waffenstillstandes.

Eines Morgens, es war Ende Juli, kam es beinahe zum langersehnten Kampf mit den Österreichern. Ein Bataillon Kaiserjäger näherte sich von unten über eine Alp-

weide ahnungslos den Vorposten, zog sich aber sofort wieder zurück, als es die besetzten Höhen vor sich sah. Nur auf seiten der Österreicher fielen einige Schüsse. Die Freischaren hatten Befehl, nicht zu feuern, um ihre guten Stellungen nicht zu verraten. So lagen sich die Gegner tagelang gegenüber. Ein Bach trennte die beiden Lager. Hier mußten beide Wasser holen. Man liess einander gewähren, ja, trat sogar zusammen und plauderte miteinander. Die italienischen Truppen hielten sich fern. Ihnen waren die Österreicher nicht gut gesinnt. Die Offiziere der Kaiserjäger konnten nicht verstehen, warum Schweizer in der italienischen Befreiungsarmee Dienst leisteten, da sie doch nie Dank ernten würden. «Woher diese Monturen da, Herr Kriegskamerad?» fragte ein K. und K. Hauptmann. «Erbeutet habt Ihr sie doch nicht?» «Das freilich nicht, Herr Kriegskamerad», entgegnete Ott, «die haben die Eurigen zurückgelassen. In Kittel und Blusen wollten wir nicht marschieren, und auf neue zu warten fehlte uns die Zeit.» «Wollen sie schon wieder kriegen, diese Monturen», bemerkte der Gegner mit Selbstgefühl. Nachdem man sich gegenseitig einen Trunk angeboten hatte, verabschiedeten sich die Feinde mit einem warmen Händedruck, wie Ott vermerkte. «A propos, Schweizer, bald werden uns die Weresdiner Grenzer hier ablösen, die essen dann keine Schafsknödel mit Euch», rief der Hauptmann Ott nach. (Schweizer und Österreicher hatten zwei Schafe geschossen und sie gemeinsam verspeist!) Ott rief zurück: «Schönen Dank, Freund Kaiserlicher, für die Warnung. Wollen den Hosenlupf abwarten. Bei Philippi sehen wir uns wieder!»

Der Tessiner Unterleutnant Colombara hatte in diesen Tagen mit 24 Mann eine verwegene Patrouille ins Feindesland unternommen. Nach zwei Tagen brachte er Bericht über die Stellungen des Feindes, hatte sechs Österreicher gefangengenommen, aber selbst drei Mann verloren. Er war bis in die Gegend von Storno vorgestoßen.

Am 31. Juli erhielt Major Trotti den Befehl zum Rückzug. Ott wollte seinen Ohren nicht trauen, doch nur zu gut hatte man den Kanonendonner aus der Ebene gehört. Irgend etwas schien krumm zu laufen. Das Unglück wollte, daß während des Abstieges, mitten in der Nacht, ein schweres Gewitter ausbrach. Die Leute stürzten in der Dunkelheit, über dreißig Mann waren verwundet, viele Arm- und Beinbrüche waren zu beklagen. Ott berichtet: «... die vollständige Musterkarte sämtlicher Flüche unseres Vaterlandes, mittelst welcher Waadtländer, Genfer, Neuenburger, Tessiner, Basler, Zürcher, Freiburger, Aargauer, etc. ihrem Zorn und Ärger wegen der misslungenen Expedition Luft zu verschaffen meinten.» Kaum waren sie in Bagolino angelangt, als schon österreichische Quartiermacher im Ort eintrafen! Es kam zu einem blutigen Intermezzo, in dem ein Kroate, der auf einen Schweizer Feldweibel anlegte, erschossen wurde. Erst jetzt konnten Otts Soldaten unbehelligt den Ort verlassen. Doch weiter unten gerieten sie in das Feuer von 60 Kaiserjägern. Es entwickelte sich ein Gefecht, bei dem es, wie Ott schreibt, auf beiden Seiten einige «Purzelbäume» gegeben habe! «Das war die erste große Schlacht der ersten regulären Schweizerkompagnie, am denkwürdigen 1. August 1848, und die kriegsgeschichtlichen Annalen der Schweizer im Ausland waren um eine stolze Seite bereichert. Die Bagagewacht hat sich mit unsterblichem Ruhm bedeckt, denn dem Soldaten Louis Blanc war der Tornisterriemen durchschossen, die Kugel streifte ricochettirend den Unaussprechlichen, Soldat

Lavanchy war am Knie verwundet, und ein Maulesel blieb auf dem Schlachtfeld liegen ... Aber kein Te Deum, kein Denkmal, verherrlicht unsern – Rückzug. Hans aber wußte nicht, was er mehr bewundern sollte – ob sein neu entdecktes Feldherrentalent oder die Behendigkeit der feindlichen Fußgelenke.» Die Kaiserjäger waren Hals über Kopf geflüchtet, als sie der schweizerische Bagagetrain angriff.

Unbehelligt erreichte die Truppe Gardone. Ott begab sich nach Brescia, um den Grund des Rückzuges zu erfahren und über die verworrene Kriegslage mehr zu vernehmen. Die Stadt befand sich in Angst und Aufruhr, denn eben kam der Bericht von einer schweren Niederlage bei Lonato, am Südufer des Gardasees. Man erwartete stündlich den Vormarsch der Österreicher. Ott besuchte elf seiner Soldaten im Spital. Dort mußte er vernehmen, daß vier von ihnen gestorben waren, die Soldaten Rossier, Nicolier, Olivier und Sergent Rauschert. «Welche Strahlen der Freude aber aus den bleichen, von Fiebern unterhöhlten schweißüberströmten Gesichtern aufblitzten auf den unerwarteten Ankömmling! ... wie manche Thräne des Dankes in den verwilderten Bart perlte, das begreift nur derjenige, welcher einst wochenlang in fremdem Land, von Ärzten und Krankenwärtern nicht verstanden, auf dem Krankenlager mit dem Gefühl gänzlicher Vereinsamung und Vergessenheit hingebettet lag ... In wenigen Tagen, dachte ich, werden diese Kranken alle – und deren lagen in den Spitälern zusammen über 1800, der Großmuth des Feindes überlassen werden müssen. Trauriges Los!»

Bei der Rückkehr nach Gardone erlebte Ott eine weitere, unheilvolle Überraschung: Weit und breit gab es keine italienischen Truppen mehr. Die Schweizer lagen völlig isoliert, ohne Befehl, in Gardone. Sofort brach Ott mit seinen Leuten auf, schwenkte links an den Iseosee ab und marschierte weiter dem See entlang nach Marone und ließ sich nach Lovere übersetzen. Hier stießen die Schweizer auf die flüchtenden Kolonnen der Freischarendivision und auch auf ihre Waffenbrüder, die Brescianer. Diese zwei Einheiten waren aber auch noch die einzigen, die Disziplin und Mannszucht hielten. Eine Horde meuternder und plündernder Soldaten ergoß sich dem See entlang und verursachte ein katastrophales Durcheinander. Ein rasch zusammengestelltes Offiziersgericht verurteilte vier der schlimmsten Räuber zum Tode. Sie wurden augenblicklich erschossen. Dieses brutale Eingreifen sprach sich bei den Flüchtenden mit Windeseile um und brachte doch einige Ordnung in die unhaltbaren Zustände. Ott war erbittert. «Dazu gesellte sich das unnennbare Gefühl, mit bestem Willen für die gute Sache dennoch nichts ausgerichtet und die unter so günstigen Verhältnissen ergriffene Laufbahn auf so läppische, liederliche Art verloren zu haben. Welch köstliches Kapital von brillanten Soldatentugenden, die unbestreitbar einer ansehnlichen Zahl der in Tyrol stationierten Freischaren innewohnte, ging hier durch die Schuld der alten bezopften Schlafröcke, die sich Generale nannten, zu Grunde!» Für Ott gab es nur noch eine Lösung: «Wir waren mit Ehren ins Feld gerückt, es blieb uns also noch übrig, dieses Feld mit Ehren zu räumen ... und während dieser traurigen Retirade die Nachhut zu bilden.» Ott vernahm erst lange Zeit später, dass General Salasco mit Fürst Schwarzenberg einen geheimen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, der ihm den Abzug über Bergamo, mitten durch die Österreicher, ermöglichte, um unbehelligt nach Piemont zu gelangen!

General Griffini übernahm die vielen zersprengten Truppen aus allen möglichen Regimentern mit dem Rest der Freischarendivision. Er wollte sie über den Apricapass ins Veltlin und von dort durch das Tessin nach Piemont führen. Er mußte diesen Rückzug durch die Schweiz übel bezahlen, denn er wurde abgesetzt und später jeder Befehlsgewalt enthoben und die von ihm ausgeteilten Brevets als nichtig erklärt. Dabei war er es, der sich immer wieder um seine Truppen bekümmert hatte.

Ott bemühte sich um seine Leute. Er wollte sie, wenn möglich, alle in die Heimat zurückführen. So kaufte er große Mengen Lebensmittel ein, genügend Heu und Stroh für die 18 Pferde, versah sich mit den nötigen Wagen und bekam von seinen Brescianer Kriegskameraden auch das nötige Geld, um seinen Soldaten den Sold auszuzahlen. In Breno stießen zersprengte Truppenteile von Piemontesen und Savoyarden zu den Schweizern. Sie hatten ihre Offiziere weggejagt und baten Ott, mit der Schweizerkompanie marschieren zu dürfen. Es waren über 150 Mann, halb ausgehungert, schlecht gekleidet und viele von ihnen krank aus den Spitälern geflüchtet. Ott und seine braven Soldaten entschlossen sich, die Erbarmungswürdigen aufzunehmen, verlangten aber von ihnen strikten Gehorsam. Mit seinen 300 Mann marschierte Ott nach Edolo und nahm unterwegs viele Kranke auf. General Griffini übergab ihm die Nachhut und beförderte den kaum Dreißigjährigen noch fünf Tage vor dem Grenzübertritt zum Major! «Phantasie-Major», spottete Ott über seine Beförderung. Endlich war die Paßhöhe des Aprica erreicht. Hier oben stand ein großer Park von Geschützen, die leichtesten Sechspfünderhaubitzen. Man wollte sie nicht in die Hände der Österreicher fallen lassen. Damals führte nur ein schmaler Zickzackpfad ins Veltin hinunter. So entschloß man sich, die Geschütze zu zerlegen und die Rohre, Räder und Protzen von den Mannschaften hinuntertransportieren zu lassen. Brescianer, Piemontesen, Savoyarden und Schweizer gingen ans Werk. General Griffini überwachte persönlich den äußerst gefährlichen Transport. Eine Gruppe junger Piemontesen fand dabei den Tod. Ihnen war ein Zwölfpfünderrohr entglitten und hatte sie mit der schweren Last in die Tiefe gerissen. Am 16. August traf die total erschöpfte Mannschaft im Tale unten ein, unweit von Tirano. An die 2000 Mann, mit den Voraustruppen aber fast 10000 Mann, waren hier auf engem Raum versammelt. General Griffini verlas den 140 Offizieren den Waffenstillstand des Generals Salasco mit den Österreichern. Es wurde darin genau unterschieden, wer freien Abzug erhalten sollte und wer nicht. Es betraf nur die sardinisch-piemontesischen Einheiten, nicht aber diejenigen, die vor der Revolution in österreichischen Regimentern Dienst geleistet hatten. Das waren vor allem die Lombarden. Dazu kamen auch die Freiwilligen. Griffini schlug zwei Möglichkeiten des Marsches nach Piemont vor, entweder talauswärts an den Comersee–Varese, durch österreichisch besetztes Gebiet, oder durch die Schweiz mit eventueller Entwaffnung. Griffini war überzeugt, beim Grenzaustritt die Waffen wieder zurückzuerhalten. Nach heftigen Auseinandersetzungen entschloß sich die Mehrzahl der Offiziere zum Grenzübertritt, denn die Österreicher machten Anstalten, ins Veltlin vorzustoßen. Ott erhielt den letzten Befehl: mit seiner Kompanie den Grenzübertritt zu sichern und als letzter nachzufolgen. Er besoldete seine Leute, nahm Abschied von denen, die im Piemont in neue Solddienste treten wollten. Die Kranken übergab er dem Gemeinderat von Tirano. Die Fuhrleute, italienische Bauern, wurden

entlöhnt und traten den Heimweg an. Herzlich war der Abschied von den Savoyarden und Piemontesen, die sich den Schweizern angeschlossen hatten. Beim letzten Appell meldeten sich noch 102 Mann mit 27 Pferden, zwei Geschützen und drei Fourragewagen. Die Bündner Jäger wurden mit einer gewaltigen Ehrensalve begrüßt. Es gab aber einen Riesenkrach, als die Bündner ohne weitere Umstände auch die Schweizerkompanie entwaffnen wollten. In allen Sprachen und Dialekten wehrten sich die Soldaten. Schließlich fand sich eine Lösung: Ihren eigenen Offizieren gaben sie die Waffen ab, aber erst, nachdem der Bündner Oberst Basset bewilligt hatte, den drei Offizieren die Degen zu belassen. Hans der Berner Milize verabschiedete seine Leute. Sie waren ihm ans Herz gewachsen. «Unsere Expedition nimmt ein Ende, aber wir tragen keine Schuld an dem schmählichen Ausgang des Feldzuges. Jetzt stehen wir hier nach vielen Querfahrten, und die liebe Neutralität will ihr Opfer haben. Tretet Euren Heimmarsch mit Ehren an!»

Die Waffen wurden in Poschiavo deponiert, «allwo sie in magnetischen Schlummer versunken sind bis auf den heutigen Tag». Carlo und Antonio, die beiden Offiziere, und Feldweibel Schauenburg sowie Ordonnanz Gehrig mit seinem Hund begleiteten ihren Ex-Hauptmann nach Bern. «Hans kehrte ins bürgerliche Leben zurück ... und war mit allem zufrieden, nur nicht mit der schweizerischen Neutralität und mit den piemontesischen Generälen.

Was ich gewesen, bin ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder.»

Neuer Auszug nach Oberitalien, Oktober 1848 bis Mai 1849

Kaum war Ott zu den Seinen nach Bern zurückgekehrt, als er in den Lauben der Stadt General Allemandi antraf, der ihm von einem neuen Feldzug, diesmal von Piemont aus, berichtete. Bereits würden die zersprengten Truppenkörper gesammelt und neu ausgerüstet. Ott suchte sofort seine beiden getreuen Offiziere Karl und Antonio auf. Alle drei hielten in der «Zimmermannia» Kriegsrat. Ihre Kompanie konnten sie nicht wieder sammeln. Die Leute waren in alle Winde zerstoben. Sie aber beschlossen, so rasch als möglich ins Piemont zu reisen. Zum erstenmal spricht Ott von den Beweggründen, die die Schweizer, auch damals noch, in fremde Dienste führten: «... Tausende von uns gingen mit Handgeld in den Dienst auswärtiger Könige, aber sie zogen nicht in der Absicht hin, die Völker zu unterdrücken, obgleich sie von den Fürsten zu diesem Zweck berufen waren; weitaus die meisten von ihnen zogen fort aus angeborenem Hang zum abenteuerlichen Soldatenleben oder um unhaltbaren Verhältnissen oder Familienzerwürfnissen zu entrinnen. So auch wir drei, mit dem einzigen Unterschied, daß wir uns einer causa anschließen konnten, die uns nicht in der Seele widerstrebte, sondern mit innerer Befriedigung erfüllte.» Ott sagt allerdings nicht, welcher der drei Gründe – abenteuerliches Soldatenleben, unhaltbare Verhältnisse, Familienzerwürfnisse – auf ihn besonders zutrafen. Vielleicht, so ist zu vermuten, waren es alle drei.

Die drei Söldner zogen über die Gemmi und den Simplon nach Vercelli. Sie brauchten also nicht österreichisch besetzten Boden zu betreten, weil der Ticino die Grenze zwischen Piemont und der besetzten Lombardei bildete. General Olivieri sammelte alle überzähligen Offiziere in vier Depots zu Instruktionsdiensten. Die drei Schweizer kamen nach Moncalvo. Sie erhielten halben Sold.

Das Depot Moncalvo zählte 102 Infanterieoffiziere, 75 Lombarden, nach Ott aufgeblasene reiche Söhne aus guten Familien, die in den Offiziersstand erhoben worden waren, um diese Familien für die Revolution zu gewinnen, «Windbeutel», ohne jede militärischen Kenntnisse. Der Rest bestand aus gedienten Piemontesen und Lombarden. Kommandant war der fast achtzigjährige Colonello Sacchini aus Cremona, «ein hervorragender Soldat, narbenbedeckt und kriegserfahren». Ott traf hier auch seinen Kriegskameraden aus dem Tirol, den Brescianer Major Norris, einen Kampfgefährten bester Prägung, der die Schweizer in Schutz nahm, wenn die Mißstimmung gegen sie allzu schlimm werden wollte.

«Im übrigen herrschte hier ein wahres Schlaraffenleben: Morgens 6 Uhr Ausrücken und zwei Stunden Instruktion, nachmittags 3 bis 5 Uhr unter schattigen Platanen Instruktion, natürlich alles italienisch ... Ich hatte das Glück, in meinem Quartier den italienischen Unterricht mit anzuhören, welchen Signora Malaterra ihren 7- und 10jährigen Töchterchen erteilte ...»

Norris und Ott hatten die Instruktion zu übernehmen. Mit der Ernennung Otts waren aber die Lombarden gar nicht einverstanden. Deshalb suchten sie ihn vor dem greisen Obersten bloßzustellen, wo sie nur konnten. Die erste Inspektion sollte ihm bös versalzen werden, doch Freund Norris bekam Wind davon und warnte Ott rechtzeitig. Alle Übungen gelangen zur Zufriedenheit, nur ein junger lombardischer Tenente streckte aus Wut Ott die Zunge heraus. Dieser reagierte blitzschnell und quittierte die Frechheit mit einer schallenden Ohrfeige. Tenente Binda forderte Ott zum Duell, der es annahm, aber vergebens auf seinen Gegner wartete. Binda war bei Nacht und Nebel desertiert!

Ott hatte die Freude, daß man die Füsilierbataillone nach dem Muster der schweizerischen Miliz organisierte, mit zwei Flügelkompanien Tirailleurs für Sicherheits-und Vorpostendienste. Der Eintritt in die Feldarmee wurde von einer Prüfung abhängig gemacht. Da dieser Übertritt für jeden Offizier eine Ehre bedeutete, kam endlich mehr ernsthafte Ausbildung zum Zuge.

«Ist das ein Leben, so eine irdische Hülle in zweierlei Tuch gekleidet! Mag ein Bürger noch so fein aufgeputzt, noch so reich mit goldenen Ketten, Medaillons und Lorgnons behangen sein, mag er sich in Glanzstiefeln und feinstem Cylinder des modernen Dandy kleiden, ... er bleibt trotz allem ein lederner Philister gegen den Soldaten, und schon der erste beste gutgewachsene Offizier der Infanterie stellt ihn in den Schatten ... Tritt noch einmal vor meine Seele, lombardische Freischarenuniform, o du heißersehnter Traum meiner Zwanzigerjahre, des gesundheitssprühenden Jünglings goldenes Erdenideal, noch einmal laß mich untertauchen in die Erinnerungen an wehende Fahnen, hallende Kommandorufe, berauschenden Trommelklang ... Wir Schweizer standen in bezug auf elegante Erscheinung weit zurück [hinter den Lombarden]. Antonio, obschon gewandt und bärtig, war zu klein und schmächtig, Kari zu

korpulent und zu unbeholfen; ich, der neugebackene Maggiore, durfte nicht einmal auf die Note ‹mittelmässig› Anspruch machen, aber dafür fiel der hohe Grad mit 29 Jahren schwer ins Gewicht und half die Abwesenheit persönlicher Vorzüge wenigstens teilweise maskieren ...» Zu dieser Zeit war Ott mit Leib und Seele Soldat, für ihn gab es keine höheren Tugenden. Er befreundete sich damals auch mit vielen piemontesischen Familien. Es gab sogar einige, mit denen er sich bis zu seinem Lebensende verbunden fühlte.

Ott und seine beiden Offiziere gehörten der lombardischen Division an, die General Ramorino kommandierte. Die lombardischen Truppen galten als Freischaren, die in der piemontesischen Armee einen bedeutenden Teil bildeten. Sie waren nach den mißglückten Kämpfen nach Piemont gezogen und wurden, da viele von ihnen früher unter österreichischem Kommando gestanden hatten, als Deserteure und Revolutionäre verfolgt. General Ramorino galt als politischer Querkopf, viele bezeichneten ihn als Lebemann und Abenteurer. Jedenfalls lagen die Geschicke von über 9000 Mann in seinen Händen. Er ordnete die Inspektionen an, die die Feldtüchtigkeit der Offiziere feststellen sollten. Im Depot Moncalvo erhielten nur 12 Offiziere die Qualifikation «gut», sechs Lombarden, drei Piemontesen – und die drei Schweizer. Alle übrigen blieben im Depot. Norris und Ott erhielten den Rang und Sold als Hauptleute erster Klasse, da das Majorsbrevet von General Griffini nicht anerkannt wurde.

Hans der Berner Milize hatte eine hübsche Stufe erklommen, wie er sich schalkhaft rühmt. Er dachte daran, bald seine Familie nachkommen zu lassen und sich in Piemont seßhaft zu machen. Eine militärische Laufbahn in der Schweiz war für ihn nicht möglich. Dazu rechnete er sich nicht die geringsten Chancen aus. Die Schuld schrieb er seiner Unerfahrenheit und seinem Leichtsinn zu.

Nun fand er aber trotz allen erfreulichen Erfolgen ein Haar in der Suppe. Mazzini, der republikanische Revolutionär, hatte sich mit der königlich-piemontesischen Regierung zusammengeschlossen. Damit standen alle Truppen im Dienste König Karl Alberts. Bei ihm liefen alle Fäden zur Befreiung Italiens zusammen; er galt als das Haupt aller Befreier und Einiger. Einem König den Treueeid schwören, das konnte Ott nicht: «Eine Art stolzer Trotz kam über mich und führte mich, der ich doch nichts von irdischen Dingen besaß als – meine Uniform, in Versuchung: Ist der Mensch denn stets nur ein Sklave der Verhältnisse, und sollte es wirklich keinem Schweizer vergönnt sein, im Fremdendienst Epauletten zu tragen, ohne sich mit Haut und Haaren einem König oder Kaiser zu verkaufen?» Ott war bereit, auf die Verfassung zu schwören und sich allen militärischen Gesetzen zu unterwerfen, aber den Königseid verweigerte er. Er war sich dieser Konsequenz voll bewusst, aber seine militärische Karriere schien ihm plötzlich zweitrangig. Sein Vorgesetzter, Oberst Dallola, warnte ihn: «Wie, Maggiore, sind Sie auch wirklich bei Sinnen? Das kann Ihnen schaden, muß Ihnen schaden, indem ich diesen Ausnahmefall zu Handen des Kriegsministeriums verbalisieren muß. Stehen Sie ab, Waffenbrüderchen, stehen Sie ab!» Auch Kari und Antonio konnten ihren Gefährten nicht verstehen: «Das chunnt nit guet, Major», bemerkte Kari. «Daß ich damals einen recht dummen Streich begangen hatte, war jedermanns Ansicht, und doch stellte sich schon drei Monate später heraus,

daß selbst der Königseid mir und uns allen nicht geholfen hätte.» Das war Otts späterer Trost.

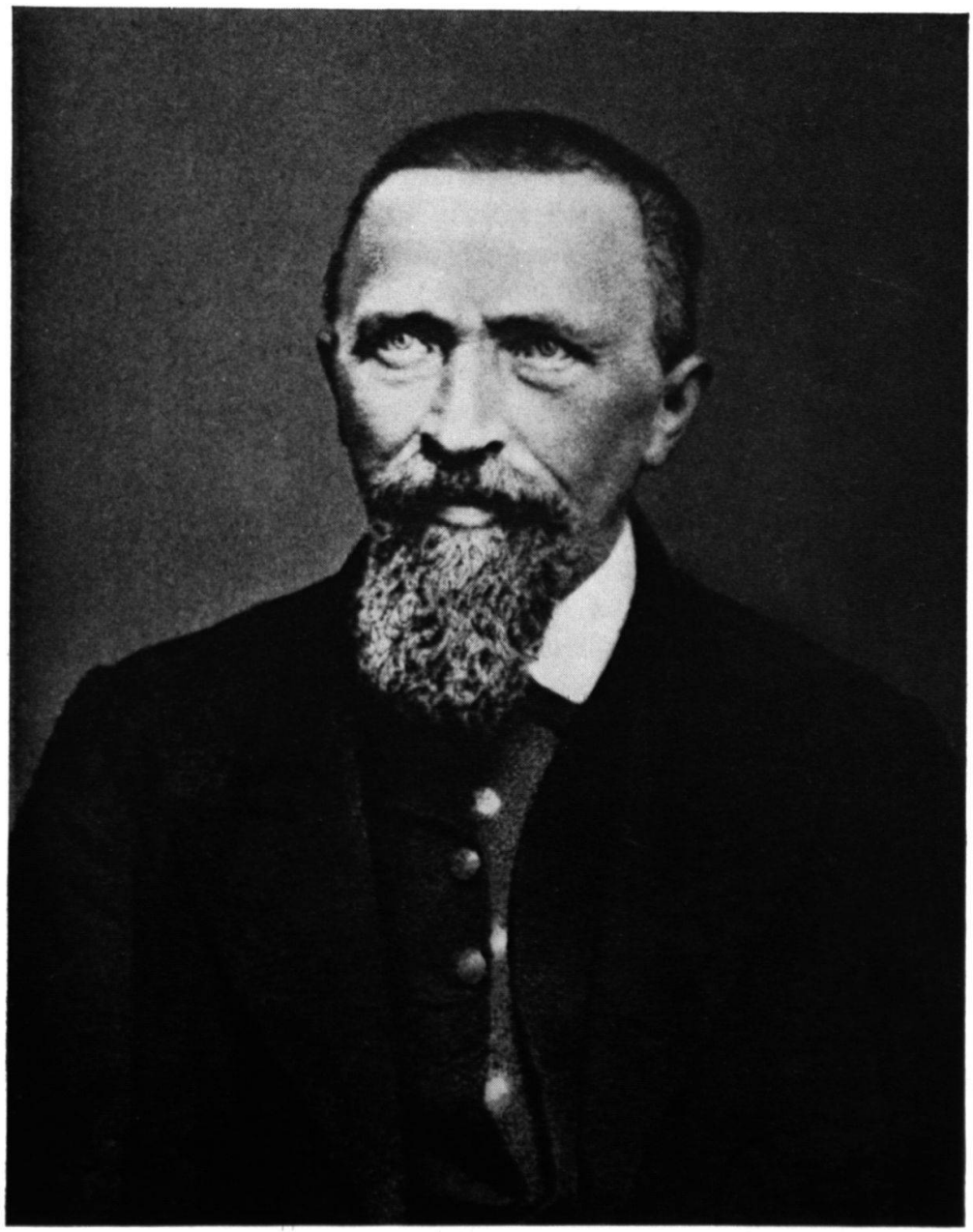
Anfang Februar erfolgten die Zuteilungen zu den Regimentern. Kari und Antonio kamen ins 20. Linienregiment nach Alessandria, Ott ins 21., das Oberst Beretta führte. Die Trennung fiel den Waffengefährten schwer, sie wären nur zu gerne zusammengeblieben. Eine befreundete Arztfamilie verwendete sich sofort in Turin für Ott, da ihr die Zuteilung nicht gut genug schien für den Freund.

Oberst Beretta stellte Ott seinen Offizieren als Spezialisten für die Jägerausbildung vor. Die Kommandosprache war auch hier italienisch, obwohl sich das Regiment aus französisch sprechenden Savoyarden, aus Polen und aus deutschsprechenden Ungarn zusammensetzte. Die Offiziere hingegen kamen durchwegs aus der Lombardei. Kaum hatte Ott seine Instruktionsarbeit angefangen – er war zugleich Kommandant der 11. Kompanie –, so bemerkte er die eisige Kälte, die die Offiziere ihm entgegenbrachten. Trat er am Abend in ein Restaurant ein, so verließen die Lombarden salutierend das Lokal. Innerhalb einer Woche hatten sie den Schweizer völlig isoliert. Ott trat von seinem Posten zurück, und Oberst Beretta mußte ihn wohl oder übel ziehen lassen. In einem Regimentsbefehl orientierte er das Offizierskorps: «... Nachdem derselbe aber wahrzunehmen geglaubt, daß seine Ernennung der Mehrzahl der Offiziere mißfalle, weil er fremd sei und der schweizerischen Nation angehöre, und da er nicht will, daß um seinetwillen italienische Offiziere in der Charge verkürzt oder zurückgesetzt werden, hat derselbe heute plötzlich seine Entlassung verlangt ... Ich hebe mit Vergnügen die edlen Motive hervor, welche Capitano Ott bei seinem Entschluß geleitet haben, diese Gesinnung ehrt ihn, und er hat allen Anspruch auf unsere Achtung und Bewunderung.»

Damit schien die so erfolgreiche Karriere für Hans den Berner Milizen frühzeitig ein Ende gefunden zu haben. Der Schweizerhaß war zu groß, denn gerade zu dieser Zeit retteten die Söldner in Neapel den dortigen König und zeichneten sich durch rücksichtsloses Eingreifen aus. Da hatten die wenigen Schweizer, die sich aus Idealismus auf die Seite der Patrioten geschlagen hatten, einen hoffnungslosen, unglaubwürdigen Stand.

Es ist wohl das Privileg damaliger Könige, im entscheidenden Augenblick Unmögliches möglich zu machen. König Karl Albert von Sardinien-Piemont stand vor einer schwierigen Aufgabe, die für ihn mit viel diplomatischem Geschick gelöst werden mußte: In Turin befand sich eine Anzahl reicher, älterer Lombarden, die der italienischen Revolution große Geldmittel zur Verfügung gestellt hatten. Die provisorische lombardische Consulta hatte den Fehler begangen, diese Herren mit hohen militärischen Graden zu belohnen. Nun hielten sie sich in Turin auf, hatten keine Beschäftigung und konnten, schon wegen ihres Alters, aber noch mehr wegen ihrer fehlenden militärischen Ausbildung, nirgends verwendet werden. Aus ihnen bildete der König eine Leibwache, ein Corpo Sacro!

Ausgerechnet Ott, der Draufgänger, erhielt den Befehl, dieser Truppe beizutreten. Das hatte er seinen Freunden in Turin zu verdanken, die über die bevorstehenden Ereignisse wohl besser im Bild waren als er. Wie sollte er diese Versetzung auffassen? Einem Schweizer Freund gegenüber äußerte er sich: «Vergiß nicht, daß diese Wen-



Johann Christian Ott
1818–1878

dung bloß ein Produkt der Gunst ist und das, was du Glück nennst, ist bei Licht besehen oft das reinste Invalidentum, vornehme Faulenzerei. All das kommt mir allgemach so abenteuerlich vor, daß die Herrlichkeit wohl schwerlich lange dauern wird.»

So rückte er ins Kloster Del Carmine ein, wo das Corpo Sacro einquartiert war. An seiner Türe prangte das Schildchen: «Maggiore Giovanni, Sergente e Capo della 2d Scuadra nel Corpo Sacro.» Da nur Offiziere vom Hauptmann aufwärts hier Dienst leisteten, wurden alle «degradiert», die Capitani zu Soldaten, die Maggiori zu Sergenti, die Tenenti-Colonelli zu Sergenti-Maggiori, die Colonelli zu Zugführern, und der Kommandant dieser Superkompanie hatte den Rang eines Divisionsgenerals. Ott war mit seinen 29 Jahren der weitaus jüngste. Der zweitjüngste zählte 14 Jahre mehr, die meisten aber standen im Alter von 50 bis 70 Jahren, der Kommandant sogar im achtzigsten! Alle wurden mit dem Titel «Signori Illustrissimi» angeredet.

Kaum hatte sich die «Truppe» formiert, als König Karl Albert seine erste Besichtigung ankündigte. Eidverweigerer Ott hatte zum erstenmal Gelegenheit, den König aus nächster Nähe kennenzulernen. «Mir gefiel der Mann, die Einfachheit und Bescheidenheit seines Auftretens verliehen ihm jene echte Grandezza, wie man sie nicht nur bei Hofe, sondern gelegentlich auch bei einem Bauern findet ...» Der König wies seiner Leibwache die Aufgaben zu: «Unsere brave und schöne Armee steht bereit. Alle von Ihnen aber, die über 50 Jahre zählen, bleiben bis zur Entscheidung in den ihnen angewiesenen Quartieren, betreffend der übrigen Herren behalten wir uns baldige Entschließung vor ...»

Ott schwebte tatsächlich für kurze Zeit in höheren Sphären, wurde da und dort von einflußreichen Familien eingeladen und dabei über die Haltung der neuen Eidgenossenschaft befragt. Es wurde ihm bewußt, welche Rolle die wirklich unabhängige Schweiz im Völkerreigen spielen konnte und was man von ihr erwartete. Er erfuhr auch von den Führerkrisen, die in der Armee herrschten. Der alte König weigerte sich, den Oberbefehl zu übernehmen, das Ministerium hielt Ausschau nach geeigneten Männern. General Dufour stand im Vordergrund, dazu auch französische Generäle, doch keiner sagte zu. Schließlich fiel die Wahl auf den polnischen General Chrzanowsky. Er war völlig unbekannt. Von seinen militärischen Fähigkeiten wußte man nichts. Dabei wäre die Ausgangslage zu einem erfolgversprechenden Feldzug – so Ott – äußerst günstig gewesen. Die Österreicher unter Radetzky verfügten über kaum mehr als 50 000 Mann, waren bedroht von allen Seiten und hatten nur den Rükken gegen die Schweiz frei. Der große Vorteil aber bestand in der Geschlossenheit ihrer Armee. Der achtzigjährige Radetzky war die legendäre Gestalt, der Retter des Kaiserreiches, dem alle blind vertrauten. Er besaß tüchtige Unterführer, denen er jederzeit schwere Aufgaben anvertrauen konnte. Diese Qualitäten gestand Ott den verhaßten Österreichern zu und verglich die Zustände im italienischen Heer damit.

König Karl Albert kündigte den Waffenstillstand vom 8. August 1848 und setzte seine Armee in Bewegung. Radetzky hatte schon vorher davon Kenntnis erhalten und verschob seine Truppen rechtzeitig in den Westen, bevor die Piemontesen und ihre Verbündeten den Ticino überschreiten konnten. Capitano Capella und Ott wurde es freigestellt, sich den Versorgungstruppen oder der Sanität anzuschließen. Sie reihten sich bei einer Divisionsambulanz ein.

Schon bald trafen die ersten schlechten Nachrichten ein: Vorgeprellte Truppenteile waren von den Österreichern abgefangen oder zurückgeworfen worden. Bei den Verbündeten rächte sich nun die schlechte oberste Führung bitter. Ihre Truppen waren den Österreichern zahlen- und auch ausrüstungsmäßig stark überlegen, aber zu unbeweglich, um die Vorteile auszunützen. An der Bicocca fiel die Entscheidung: Während Radetzky mit nur 25000 Mann mit großer Mühe den Feind in Schach hielt und bereits den Rückzug befahl, setzte der Kronprinz, trotz allen Ermahnungen, die Reservedivisionen, die mit Leichtigkeit den Sieg hätten bringen können, nicht ein. Dafür erschien der österreichische General Appel mit seinen Reserven und entschied mit ihnen den Tag. Ott spricht nicht von Verrat, aber von einem stillen Einvernehmen zwischen dem Kronprinzen und Radetzky, aus verwandtschaftlichen Gründen, ohne näher auf die Verwandtschaft einzugehen. Das war das Ende der italienischen Befreiung. König Karl Albert überließ den Thron seinem Sohn Viktor Emanuel. Der alte Monarch sah sein großes Ziel, die Einigung Italiens unter Piemonts Führung, dahinschwinden.

Worte der Anerkennung findet Ott für die Feinde: «Noble Truppen sind sie, die Österreicher, das muß man ihnen lassen. Sie haben die unglückliche Stadt Novara vor dem Untergang bewahrt, statt sie als Feinde zu verwüsten. Dies rühmend hervorzuheben, erfordert die Wahrheit und Gerechtigkeit.»

Die Ambulanzen hatten leider alle Hände voll zu tun. Freund und Feind fanden sich zusammen, um den Verwundeten Hilfe zu bringen. Ott und Capella setzten sich ein, wo sie konnten. Trotz zahlreichem Personal und restlosem Einsatz beiderseits konnte vielen nicht mehr geholfen werden. «Arme junge Burschen in Blau [Piemontesen] und Weiß [Österreicher]! Glücklich ihr, denen eine Kugel ein schnelles und schmerzloses Ende machte, ihr andern Tausende aber seid allein in dunkler Nacht, die Wunden brennen, niemand ist da, der hilft, keine Seele mit einem Wort des Trostes, des Abschieds ...» 36 Stunden bemühten sich die Ambulanzen ohne Unterbruch um die Verwundeten, dann rückten die österreichischen Truppen ein und führten die piemontesischen Sanitätsmannschaften über die Sesiabrücke Richtung Vercelli zurück. Ott wandte sich dem Kloster Del Carmine zu, übermüdet, zerschlagen und hoffnungslos.

Dem jungen König wurde der Friede von Radetzky diktiert. Die Amnestie für die Beteiligten fiel nur auf die Piemontesen und diejenigen Lombarden, die vorher nicht in österreichischen Diensten gestanden hatten. Alle übrigen, auch die fremden Hilfsvölker, fielen unter das Kriegsgericht. Bei Festnahme bedeutete dies für sie einige Jahre Festung, wenn nicht gar Todesstrafe. Das Corpo Sacro wurde acht Tage nach seiner Gründung aufgelöst. Für Ott gab es in Piemont nichts mehr zu tun.

Schließlich folgte noch ein Trauerspiel besonderer Art: General Ramorino wurde der Befehlsverweigerung bezichtigt, weil er vor der Schlacht einen Vormarsch nicht ausgeführt hatte. Er mußte diesen Fehler mit dem Tode bezahlen. «Es mußte ein Sündenbock herhalten», äußert sich Ott, der bei der Erschießung dabei war und den General eines mannhaften Todes sterben sah. Der österreichische General Schönhals beurteilte die Erschießung als völlig verfehlt. Ramorino sei unschuldig gewesen.

Mittlerweile war es Mai geworden. So lange zog sich die Auflösung der Freiwilligeneinheiten hin. So hatte Ott mehr als nur Gelegenheit, sich von seinen Kriegskamera-

den zu verabschieden, vom treuen Freund Norris, von Capello und Oberst Dallola. Die Lombarden konnten es nicht unterlassen, den Schweizern die besten Aussichten zu weiteren Waffendiensten zuzuschreiben. Jetzt sei für sie der Weg frei zum Papst oder nach Neapel! Ott war nicht überzeugt, daß viele nur Spaß trieben. Er hatte zuviel Schweizerhaß erlebt.

Endlich erhielten die Offiziere ihre Abfindungssummen und das Reisegeld. Ott erhielt 400 Franken, seine Subalternen die Hälfte. Kari und Antonio zogen heimwärts über den Mont Cenis, er dagegen entschied sich für die Reise über Novara, Arona Langensee, Magadino. Diese Extrafahrt sollte ihn noch in Verlegenheit bringen: Auf dem Schiff stieß er mit österreichischen Offizieren zusammen, denn von Vercelli bis an die Schweizer Grenze am Langensee standen die Besatzungstruppen. Wohl trug er einen schwarzen Rock und einen schwarzen Hut, hatte sich aber nicht von seinen graublauen Militärhosen trennen können. Nicht genug damit, auf seinem Gepäck lag weithin sichtbar der mächtige Säbel mit der Offizierquaste. Es kam zu einem Wortwechsel, und die Offiziere forderten Ott auf, mit ihnen bei der nächsten Station auszusteigen. Ott schalt sich «einen öden Großhans». Doch es kam anders: Das Volk auf dem Schiff merkte bald, was hier gespielt werden sollte. Unauffällig drängte es sich zwischen die Streitenden; die Österreicher mußten vor der Grenze aussteigen, und der Kapitän fuhr so schnell wie möglich auf Schweizer Gebiet. Manch unbekannter Passagier drückte Ott die Hand. Er hatte wieder einmal Glück gehabt.

«Bald stiegen wir in Magadino aus, ich merkte, daß ich mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregte und dachte: ‹Mit dir war Cäsar und sein Glück! Adieu Schweizerhaß, adieu Corpo Sacro, Schweizerland sei gegrüßt!›»

Sobald Ott nach Bern zurückgekehrt war, machte ihm der piemontesische Gesandte verlockende Angebote: dauernde Anstellung mit Beförderung in der piemontesisch-italienischen Armee. Hans hoffte, bald mit seiner Familie auswandern zu können. Doch das Schicksal meinte es anders: Im Juni 1849 wurden sämtliche 1100 Offiziere der Befreiungsarmee endgültig entlassen. Der Traum war ausgeträumt.

Im Vorsommer 1849 unternahm Ott eine Fahrt ins Badische bis nach Heidelberg. In Bern kannte er eine Anzahl deutscher Freiheitskämpfer, die einen Aufstand im Großherzogtum Baden vorbereiteten. Ihnen zuliebe unternahm er den Abstecher, sah aber sofort, daß das Volk nicht auf der Seite der Revolutionäre stand. Hingegen gelang es ihm, seinen Freund Johann Philipp Becker zu warnen und ihn in die Schweiz zu retten. Andere Freunde, die ihm nicht glauben wollten, gerieten bald darauf in preußische Gefangenschaft und wurden erschossen.

Kampf um eine gesicherte Stellung

Bei einem letzten Versuch, eine Wirtschaft zu betreiben, verfiel Ott in neue Schulden. Nach dreizehn Monaten mußte er sein Unternehmen aufgeben. Später äußerte sich Ott zu diesem neuerlichen Fiasko: «...Schlimmer konnte es mit dem Allerweltspechvogel nicht mehr werden, und sein Stern hatte endlich den Wendekreis des

Krebses erreicht. Noch einen Blick zurück, noch einen tiefen Atemzug laßt mir – und ich bin wieder im Geleise!» Hier offenbart sich ein wichtiger Charakterzug Otts: Er ließ sich nicht unterkriegen. Seine Talente und Kenntnisse konnten doch auf die Länge nicht übersehen werden!

Für ein halbes Jahr erhielt er vorerst eine provisorische Sekretärstelle bei der Linthschiffahrtskommission (Oktober 1851–März 1852).

Um diese Zeit erstellte die junge Eidgenossenschaft ihr erstes Telegraphennetz. Dreißig Obertelegraphisten wurden gesucht. Ott meldete sich sofort und bestand die Prüfung als bester. Seine umfassenden Sprachkenntnisse und die gute Allgemeinbildung hatten endlich Anerkennung gefunden. Der damalige Vorsteher des Postdepartements, Bundesrat Näff, veranlaßte Ott, in seine Dienste zu treten. Am 12. April 1852 trat er sein Amt als zweiter Sekretär des Kursbüros an. «Das war die erste gesicherte Stellung, der erste sichere Verdienst, den ich in meinem Vaterlande gefunden.»

Der Freundeskreis

Jetzt fand Ott endlich Zeit zu dichterischen Arbeiten. Bis dahin hatte er seine Feder nur ab und zu der Partei geliehen. Seine Versuche in Politik und Poesie führten ihn mit gleichgesinnten Männern zusammen. Sie gründeten das «Hopfenkränzchen». Dieser freien Vereinigung gehörten eine Reihe hervorragender Männer an. «Doktoren, Autoren, Professoren, Liedersänger, Deklamatoren, Alfredler und Jakobler [Anhänger Alfred Eschers und Jakob Stämpflis, Gegner im Eisenbahnbau], Artikel-, Kabis-und Versehobler.» Die überragenden Gestalten dieses Dichterklubs waren zweifellos Professor Karl Pabst, Dichter und Kunstkritiker, der Dichter und Historiker Karl Morell und Dr. Abraham Roth, Chefredaktor am «Bund». Sie alle beeinflußten stark die damalige junge Berner Dichtergeneration. In diesem Freundeskreis galten strenge Regeln. Die poetischen Ergüsse, wie Ott sie nennt, wurden gnadenlos zerzaust, das Gute gefördert, das Schlechte ausgemerzt. Hier lernte Ott seine Sprache zu verfeinern. Sein künstlerisches Talent brach durch, und bald zählte er zu den gern gelesenen Dichtern und Schriftstellern. Die Zeitungen nahmen seine Artikel, Gedichte und Erzählungen bereitwillig an. Mit Feuer schrieb Ott Gedichte zum Neuenburger Handel von 1856. Überall lachte man auch über die witzigen Spruchbänder, die er zum eidgenössischen Schützenfest in Bern von 1857 gedichtet hatte.

Ein geheimnisvoller Auftrag

Seit März 1859 begann in Oberitalien der Aufmarsch zur entscheidenden Auseinandersetzung zwischen dem Kaiserreich und den verbündeten Piemontesen und Franzosen. Im Juni waren die Positionen in der östlichen Lombardei und gegen den Gardasee hin bezogen. Der Postrevisor Ypsilon [Ott] «saß hinter ellenlangen Rechnungen, deren Additionen durchaus nicht klappen wollten. Hätte man aber in die Schublade

von Ypsilons Pult gucken können, so würde sich das Rätsel dieser Zerstreutheit bald aufgeklärt haben. In diesem Pult lag nämlich eine Karte des Kriegsschauplatzes von Oberitalien, worauf die Stellungen der verbündeten Franzosen und Piemontesen vermittelst rot- und blauköpfiger ‹Gufen›, die Stellungen der Österreicher mit weißköpfigen angedeutet waren ...» Ott fieberte der Entscheidung entgegen. Er konnte sich in seinem Büro kaum mehr zurückhalten.

«Da wurde er plötzlich durch einen Bundesweibel zum Minister des ‹Auswärtigen› geführt. Die Audienz bei Bundesrat X. [Jakob Stämpfli] war kurz und bündig: ‹Herr Ypsilon, Sie waren einst längere Zeit in Oberitalien. Gut, Sie müssen schnell fort. Es liegt etwas in der Luft. Wäre uns lieb, die Volksstimmung im Veltlin und womöglich auch im Tirol zu erfahren: Sie verstehen uns ... Wir möchten uns nämlich in dieser hochwichtigen Frage ... durch einen Ohren- und Augenzeugen an Ort und Stelle selbst überzeugen lassen.›» Ott als Diplomat oder ...? Er arbeitete einen Operationsplan aus, erhielt den Paß, Spezialbegleitschreiben und die Reisemittel. «Jetzt war der neugebackene Diplomat entlassen. Nur kam er mit sich selbst nicht recht ins reine, in welcher Eigenschaft er denn eigentlich verwendet werde!? ... Laß dich das nicht kümmern, hast doch schon in mancherlei Eigenschaften gereist ... Erst machtest du in Kaffee und Zucker, dann in Wein, dann in Sprit, dann in Militarien, dann in Postalien und nun machst du in – Stimmung.»

Anfang Juli trat Ott die Reise an, mit leichtem Gepäck, aber ausgerüstet mit den Ausweisen von höchster Stelle, im Paß die offizielle Bemerkung «voyageant pour son plaisir». Mit «Rothschilds Choli» fuhr er Zürich entgegen, hatte aber schon von Wildegg an Gelegenheit, seinen Auftrag in Angriff zu nehmen: Eine Gruppe österreichischer Soldaten und Offiziere stiegen als Internierte ein. Ott gesellte sich zu ihnen und vernahm, daß es sich um die Besatzung von Laveno am Langensee handelte, die vor den Angriffen Garibaldis auf Schweizer Boden geflüchtet war und nun über Bregenz in ihre Heimat abgeschoben werden sollte. Er vernahm allerhand Wissenswertes und fragte sich, ob er doch ein Spion sei. Den Abend verbrachte er im Festzelt des eidgenössischen Freischießens in Zürich und überlegte sich, ob die verschossene Munition nicht gescheiter für andere Zwecke verwendet werden könnte! Auch die österreichischen Internierten feierten mit, und Ott bezahlte mehrere Runden, die er fein säuberlich in sein Ausgabenbüchlein notierte. Schließlich war er seinem Auftraggeber die Abrechnung schuldig.

In den nächsten Tagen zog er Richtung Rheintal, überschritt die Grenze bei Oberriet und fuhr als einziger Passagier mit der Postkutsche nach Feldkirch. In der Nacht ging die Fahrt weiter über Bludenz-Arlberg (Adlerberg) nach Landeck. Die wenigen Begleiter, die er hier hatte, verhielten sich merkwürdig zurückhaltend, ja feindlich. In den Wirtschaften beobachteten ihn die Gäste mißtrauisch, und in Landeck verhaftete man ihn plötzlich und stellte ihn vor Gericht. Jetzt erst vernahm er, daß man seine Ankunft bereits telegraphisch weitergegeben hatte, und wußte, er sei vor zehn Jahren in italienischen Diensten gestanden. Die Lage wurde für ihn sehr ungemütlich, und nur mit viel Glück konnte er sich aus seiner fast hoffnungslosen Lage herausreden. Schließlich ließ man ihn laufen, verbot ihm aber, Notizen zu machen oder noch weiter ins österreichische Land vorzudringen. Gerade in diesen Tagen hatte die Entschei-

dungsschlacht bei Solferino stattgefunden, und überall witterte man Spione. Die Bevölkerung war derart erzürnt, daß Ott fürchten mußte, der Lynchjustiz zum Opfer zu fallen. Mit knapper Not gelang es ihm, eine Postkutsche nach Feldkrich zu erreichen, die aber schon mit Jesuitenpatern vollgestopft war. Ausgerechnet sie nahmen den Schweizer Radikalen in Schutz, und mit Mühe und Ach erreichte er die Schweizer Grenze, diesmal beschützt von einem Zürcher, der die Leute auslachte und ihnen erklärte, ein Schweizer könne doch niemals ein Spion sein, schon der Neutralität wegen nicht!

Eines hatte Ott im Tirol festgestellt: Die Stimmung war miserabel, die Leute litten unter großem Steuerdruck und unter den Kriegslasten. Die Begeisterung für den italienischen Krieg ließ sehr zu wünschen übrig, der Italienhaß aber war groß. Auch für die Schweizer hatte man nichts übrig. Sie gehörten zu den unbeliebten Nachbarn, von denen man nichts wissen wollte.

Endlich gelangten die beiden Schweizer nach Chur und fanden im Hotel «Steinbock» ein Estrichzimmerchen. Ott verfiel in einen todesähnlichen Schlaf, unterbrochen von wilden Angstträumen. Ein Engadiner Schütze, ein Seeländer Wirt und der Zürcher nahmen sich des halbkranken Bundesbeamten an und kurierten ihn gehörig mit Veltliner.

Die Kutschenfahrt begann von neuem. Der Bekanntenkreis machte sich auf, fuhr über den Julier ins Engadin, wo sich die Reisegesellschaft teilte. Ott und «Rubens», wie er den kunstgewandten Zürcher Pädagogen nannte, fuhren weiter über die Bernina ins Puschlav. Ott schickte die ersten Artikel an den «Bund» und telegraphierte an seinen Auftraggeber, der ihm schon nach zwei Stunden die Meldung vom Frieden von Villafranca zukommen ließ mit allen seinen Bestimmungen. Damit hatte Ott einen gehörigen Informationsvorsprung, sogar gegenüber der Bevölkerung im Puschlav.

«Ypsilon» hatte Ausweise und Kleider, die er nur im Veltlin verwenden wollte, nach Brusio geschickt. Hier traf er eine Kompanie Konolfinger Scharfschützen, die Grenzwache hielten. Bei ihnen leistete auch ein Verwandter Dienst. Ott wußte, daß das Veltlin von den Truppen Garibaldis besetzt worden war. Die Konolfinger Scharfschützen lebten hier unten nicht schlecht. Sie begrüßten Ott mit einem Neutralitätslied, das sie in allen möglichen Variationen abwickelten und ein großes Gaudium daran hatten: «Es lebe die schweizerische Neutralität, Neutralität. Neu-tra-, neu-tra-, Neutralität. Tra-li, tra-li, Neutralität! Ach wie schön ist die Neutralität!» Das war Wasser auf die Mühle des «Stimmungsforschers»! Mit den Garibaldianern jenseits der Grenze verstand man sich ausgezeichnet. Eben wollten die Konolfinger sich für eine Einladung revanchieren. «Weit dir o derby sy, Unggle?» fragte der Neveu, und dem Onkel konnte es nur recht sein. Gegen Abend setzte sich die Kolonne talauswärts in Bewegung, mit Musik und Fahne. Unmittelbar an der Grenze bei Campocologno kletterten die Scharfschützen auf einen Felsen und warteten auf die Garibaldianer. Ott benützte die Gelegenheit, um einen vorspringenden Felsblock zu suchen. Hier fand er die verwitterte Inschrift mit den Buchstaben: L.S.R.D.J.C.d.L. 20.Ao.48 (Légion Suisse Romande, Dernier jour de la Campagne de Lombardie, 20 Août 1848). Fast elf Jahre waren seit dem denkwürdigen Feldzug verstrichen, und Hans der Berner Milize erging sich in Erinnerungen: «Jetzt stand er zum drittenmal an der Schwelle Italiens, das

Herz voll Sympathien für die garibaldischen Alpenjäger ... Da rückten sie bereits heran, und die ‹Neutralen› kredenzten ihnen einen funkelnden Trunk Veltliner.» Ein junger Leutnant fiel Ott besonders auf. Wie garibaldische Soldaten ihm erzählten, war es ein Preuße, der von der Militärschule in Berlin durchgebrannt sei. Er habe sich vor dem Feind bei Varese und Como mit großer Tapferkeit ausgezeichnet, «ein Beweis mehr, daß Tapferkeit und Freiheitssinn nicht ein Privileg einzelner Nationen sind.» Die Waffenbrüderschaft schlug hohe Wellen, und der Veltliner half mit, die Stimmung in höchste Grade zu steigern. Zum Schluß sangen die Konolfinger ihren Neutralitätsgesang, wobei die Garibaldianer in ein solches Gelächter ausbrachen, daß das Lied im allgemeinen Tumult unterging.

Ein paar Tage später wanderte Ott mit seinem Zürcher Reisegefährten nach Tirano, und beide bestiegen die Kutsche, um nach Bormio, in den hochgelegenen, obersten Teil des Veltlins zu gelangen. Ott liebäugelte sogar damit, bis aufs Stilfserjoch zu steigen, obwohl er wußte, daß die Alpenjäger niemanden in dieses Gebiet vorstoßen ließen. Nach langer, steiler Fahrt hielt die Kutsche vor einer Wirtschaft in Bormio, die das Hauptquartier des Regimentes beherbergte. Mit vielen Schwierigkeiten fanden die beiden ein Dachzimmerchen. Ott mußte bald erfahren, daß seine Anwesenheit hier alles andere als erwünscht war. Es dauerte sogar nicht lange, bis man die beiden Schweizer als Spione verhaftete. Es nützte Ott nichts, mit seinen Schriften zu beweisen, wer er sei und wie lange er eine Freischarenkompanie geführt habe. Die Lage spitzte sich derart zu, daß er mit dem Schlimmsten rechnen mußte. Bevölkerung und Soldaten verlangten seine sofortige Hinrichtung. In höchster Not schnitt sich Ott einen Knopf ab, in dem ein Zettelchen für Garibaldi versteckt war und das ihm ein Freund Garibaldis mitgegeben hatte. Aber auch dieser Beweis nützte wenig. Als letzten Trumpf präsentierte er einen Brief an den Sindaco des Ortes. Dieses Dokument hatte er von einem sehr angesehenen Veltliner erhalten. Jetzt endlich erschien der Bürgermeister und konnte die beiden Schweizer aus ihrer fast aussichtslosen Lage befreien. Beide mußten aber Bormio sofort verlassen und nach Tirano zurückkehren.

Hier schließt der «Bundesbeamte Ypsilon» seine politische Humoreske, die beinahe zu einem Drama geworden wäre. Was hatte er wohl als «Stimmungsforscher» erreicht? Darüber äußert er sich nicht. Hingegen war ihm klar geworden, daß das Veltlin für die Schweiz verloren war. Der Schweizerhaß war auch hier groß. Man traute den Schweizern nur Gewinnsucht und brutales Eingreifen zugunsten der Fürsten zu. Trotz allen negativen Erfahrungen blieb Ott ein Anhänger der italienischen Befreiung und trug keinen Groll im Herzen, auch wenn er den größten Teil seines Soldes aus den Jahren 1848/49 nie erhalten hatte!

Die Stutzerfahrt nach Sizilien im Sommer 1860

«Es war damals eine politisch bewegte ‹leichtsinnige› Zeit, wie wir eine solche bis auf den heutigen Tag nicht mehr in der Schweiz und namentlich nicht im Kanton Bern erlebt haben.»

In der ersten Maihälfte 1860 brach Garibaldi mit 1000 Mann zu Schiff nach Sizilien auf, um den dortigen Revolutionären zu Hilfe zu eilen. Obwohl damals die Radikalen in Bern und auch im Bund mit Stämpfli und Dubs den Ton angaben, verlor man nicht viele Worte über Garibaldis Landung in Marsala. Jedermann war überzeugt, «das unsinnige Unternehmen» werde scheitern und «die Ruhe auf der Insel wieder hergestellt». Zur gleichen Zeit war Bern immer noch einer der Hauptkapitulationskantone, trotz der Aufhebung der Fremdendienste im Jahre 1859.

In einem Berner Kränzchen dachte man anders: Garibaldi sollte gerade von Bern aus ein Zeichen der Sympathie erhalten. Dieses «Hopfenkränzchen» kam auf die Idee, dem Freiheitshelden einen Ehrenstutzer «neuester und elegantester Konstruktion nebst kompletter Ausrüstung» zu schenken. Ott wurde als Überbringer gewählt. «... es fügte sich so, daß die Wahl des Kränzchens ... auf den Verfasser dieser Skizzen fiel, und dieser war kein eigentlicher Schütze und auch kein Redner ... Mit 40 Jahren werde man im Schwabenland gescheit, so heißt es, ich war es mit 42 in Bern nicht, im Gegenteil, mein Herz jubelte hoch auf, daß ich jetzt die Möglichkeit vor mir sah, jenes altklassische Land, wo sich Syrakuser und Karthager, Griechen und Römer, Goten und Vandalen, Sarazenen und Normannen, Spanier und Franzosen im Laufe von zwei Jahrtausenden bekriegten, zu sehen bekommen sollte. Schon die Fahrt über das mittelländische Meer winkte mir wie ein unerreichbarer Jugendtraum.»

Garibaldi hatte wider Erwarten großen Erfolg. «Der so geringgeachtete, als frecher Seeräuber verschimpfte Flibuster war nun plötzlich in den Augen der Berner Schwarzen ein ekelhafter Glückspilz.» Die Radikalen hingegen fanden das Stutzergeschenk als zu gering. In Verbindung mit der Berner Sektion der Männerhelvetia wurde zu einer offiziellen Subskription aufgerufen. Mit dem Gelde sollten 80 bis 100 Revolver und Sattelpistolen für die besten Offiziere Garibaldis gestiftet werden. Schließlich ergab die Sammlung Geld für 87 Revolver, die aber erst verteilt werden konnten, als der Feldzug erfolgreich zu Ende gegangen war!

Der Stutzer aber sollte so schnell wie möglich Garibaldi erreichen. Ott erhielt eine Anzahl Empfehlungsschreiben nach Turin, Mailand, Genua und Sizilien. Der «Bund» und die «Berliner Nationalzeitung» ersuchten ihn um Berichterstattungen.

«In der letzten Woche Juni 1860 hatte ich einen dreiwöchigen Urlaub bei meinem Chef, Herrn Bundersrat Näff, erhalten und rüstete mich so ziemlich feldmäßig aus. Um aber durch äußerliche Erscheinung nicht Aufsehen zu erregen, hatte ich den Stutzer mit seiner Ausrüstung verpackt. Freund Kari Koch hatte eine originelle Instruktion über den Gebrauch des Feldstutzers in französischer Sprache und die Berner Sektion der Männerhelvetia einen begeisterten Gruß an den General mitgegeben, und freudevoll zog ich mit meinem von den hiesigen Blättern schon über das Maß besungenen Gepäck den Alpen zu.»

Die Reise ging über Luzern nach Flüelen und mit der Postkutsche über den Gotthard der Schweizer Grenze zu. Überall wußte man schon, was Ott in seinem Gepäck mitführte. «Ich kannte ja schon etwas vom Einfluß der Presse, ihren Sensationen und Mystifikationen.»

Von hier weg läßt Ott sein Tagebuch erzählen. Am 3. Juli traf er in Mailand ein. Die tollsten Gerüchte wurden über den Stutzer verbreitet. Die Schweizer Liberali hätten

ihren besten Schützen mit einem Ausbund von Stutzer nach Sizilien zu Garibaldi abgeordnet. In Turin wurde Ott schon als Abgeordneter der helvetischen Regierung mit Spezialvollmachten begrüßt.

Ott traf von Turin in Genua ein, vernahm von den Taten Garibaldis und erlebte die Besammlung von Tausenden von Freiwilligen, die mit Schiffen verschiedener Nationen nach Sizilien geführt wurden. Am 11. Juli schiffte sich Ott auf dem französischen Dampfer «Isère» ein, nachdem er von Zeitungsleuten bedrängt worden war, die über ihn die unwahrscheinlichsten Berichte publiziert hatten. Um Mitternacht lichtete das Schiff die Anker. Es waren vier Kompanien Freiwilliger an Bord, und Ott hätte von Piemontesen zwei Gratiskarten erhalten, wenn nicht schon der Kapitän ihnen zuvorgekommen wäre: Für den Überbringer der «carabine d'honneur pour le Général Garibaldi – pas besoin de cartes!»

Auf dem Schiff befand sich eine bunt zusammengewürfelte Mannschaft aus ganz Oberitalien. Viele Offiziere hatten einfach «Urlaub» genommen. Dazu gesellten sich Ungarn, Griechen, Engländer, Dänen und dazu auch Spekulanten, die auf Sizilien ihr Geschäft machen wollten. Ott erinnerte sich an den Sommer 1848 , als Garibaldi, fast unbekannt, mit seinen Rotblusen in Mailand einmarschiert war. Jetzt feierte ihn ganz Europa. Ein wahrer Garibaldi-Kult ergoß sich über die Länder, und dem General wurden Villen am Comersee und Geschenke in rauhen Mengen angeboten. Die Spekulanten boten die unmöglichsten Waren an, alle versehen mit Garibaldis Bild: Hemdknöpfchen, Foulards, Gläser, Porzellan, Salami, Schnupfdosen, Büsten, Bilder. Die Garibaldi-Cafés schossen wie Pilze aus dem Boden, die Kellner servierten in roten Blusen. Es war der reinste Wettlauf nach Sizilien, denn jedermann hoffte auf große Geschäfte. Schließlich benötigte der General für seinen Feldzug allerhand, und mit allem ließ sich verdienen.

Am 13. Juli landete die «Isère» mit ihren 480 Freiwilligen, «und unser Garibaldistutzer gelangte, von keines Zollbeamten Hand entwürdigt, von der ‹Isère› nach der ‹Trinacria›, wo Salvatore Ragusa das Szepter des Maître d'hotel schwingt ... Sicher ist Signor der Deputato Svizzero, den die ‹Gazetta uffiziale di Sicilia› schon angekündigt hat.»

Bereits um vier Uhr morgens wartete Salvatore mit einem Zweispänner, um Ott persönlich zum General zu führen. Ein riesiges Gedränge herrschte schon im Palazzo reale, der General hielt Audienz. Für jeden waren fünf Minuten festgelegt! Ott mußte zuerst die Wachtmannschaften überzeugen, daß er den Stutzer als Geschenk bringe. Capitano Basso, der Wachtoffizier, half ihm zurecht und nannte ihn «député suisse, roi des tireurs, soyez le bien venu». So wurde Ott unverzüglich vorgelassen, und Garibaldi empfing ihn mit Herzlichkeit. Ein angeregtes Gespräch entspann sich, und Ott erläuterte das Funktionieren des Stutzers nach den lustigen Anleitungen von Kari Koch. Garibaldi lud ihn zum Frühstück ein, und er durfte zur Rechten des Generals sitzen. Dieser erhob sich zu Ehren seines Gastes und richtete die folgenden Worte an Ott und die Tafelrunde: «Nichts konnte mir mehr Vergnügen bereiten, als die Gewißheit, Sympathien zu haben in der Schweiz, dieser Erde der Tapferen. Die Sache, für welche unsere Jugend kämpft, ist die Sache aller Völker ... Der Ehrgeiz der großen

Herren ist die Geißel der Völker, allein, wir werden sie bekämpfen und weiterschreiten.»

Der Feldpater des Generals, Fra Giovanni, schilderte Ott den Beginn des Aufstandes im April. Es waren blutige Auseinandersetzungen, die von den königlichen Truppen mit aller Wucht niedergeschlagen wurden. Viele Mönche in Palermo fielen dem Standrecht zum Opfer. Noch konnte Ott die Trümmer in den Straßen und die vandalischen Verwüstungen feststellen. Hunderte fielen in den Barrikadenschlachten und Tausende schmachteten in den überfüllten Gefängnissen. So wurde Garibaldi als der große Befreier wie ein Gott verehrt. Er war es, der der Willkür ein Ende setzte. Seine Truppen in den roten Kamisolen und den Zwilchuniformen waren die Helden des Tages.

Es folgte eine Einladung beim eidgenössischen Konsul, Herrn Hirzel aus Winterthur, Besitzer eines gutgehenden Eisenwerkes. Mit einem «Eh go grüeßech Herr Houptme», reichte ihm ein ehemaliger Freischärler von 1848 die Hand! Ott, der einfach gekleidete «deputato federale», wie er bereits genannt wurde, fühlte sich im großartigen Palast des Konsuls unter den zahlreichen Damen und eingeladenen Kaufleuten nicht besonders wohl. Er mußte feststellen, daß hier wenig Freude herrschte über den Regierungswechsel und man «sauersüße Miene zur Diktatur Garibaldis» machte.

Garibaldi selbst besuchte das Eisenwerk Hirzels. Hier goß man nun Kanonenrohre für die Armee der Aufständischen! Der General beschwerte sich, anläßlich einer Rede, über die «messieurs les cylindres des grandes villes», die wie verrückt Evviva schrien, aber sich um jeden Wehrdienst drückten. Dafür hielt der Zustrom von Freiwilligen an, wöchentlich mindestens zwei oder drei Transporte von Genua nach Palermo. Eben waren zwei Dampfer bereit, um von Palermo nach Messina in See zu stechen. Diese Stadt galt es noch zu befreien. Von hier aus wollte Garibaldi auf das Festland übersetzen. Damit war allerdings König Viktor Emanuel nicht einverstanden. Er wollte ein weiteres Blutvergießen unter Italienern verhindern. Dies schrieb er in einem Brief an Garibaldi, der aber auf seiner Befreiungsmission beharrte. ... »Gestatten Sie daher für diesmal, ihrem Befehl zuwiderzuhandeln. Wenn ich meine Aufgabe erfüllt und die Völker von dem Joch befreit haben werde, das sie drückt, dann werde ich meinen Degen zu Ihren Füßen legen und Zeit meines Lebens Ihnen Gehorsam leisten.»

Am 22. Juli erschienen die Truppen vor Messina. Ott zählt ihre Formationen und Kommandanten auf und rühmt ihre Tapferkeit. Hingegen stehe es schlimm um das Rechnungswesen, die Verpflegung und die Sanität.

Eigentlich wäre Otts Stutzermission erfüllt gewesen. Nicht vergebens aber studierte er den «Seume», ein Geographiewerk über Sizilien und hatte sich schon vor der Abreise eingehend mit den Sehenswürdigkeiten der Insel befasst. Jetzt wollte er, trotz Krieg und Wirrnis, dieses gesegnete Land kennenlernen. Mit einem deutschen Kaufmann, namens Eugen Kühne, fuhr er nach Catania. «Unsere Reiseeffekten waren hinten auf den Kasten geschnallt, und in den Seitentaschen verwahrte jeder einen Krug Rotwein, den Revolver und mitten drein eine Wurst. Wir passierten drei Gebirgsketten und sechzehn Ortschaften ... Wir trugen bei der schauerlichen Hitze Strohhüte

mit breitem herunterhängendem Bord und Calabresergupf.» Auf ihrer Fahrt stießen sie überall auf Besatzungstruppen, ohne indessen behelligt zu werden. In Catania besuchten sie den Hafen, wo der Schwefel verladen wurde. Ott war erschüttert, als er die Hafenarbeiter wie Sklaven schuften sah. Als er erfuhr, welche Löhne sie erhielten und unter welchen menschenunwürdigen Bedingungen sie leben mußten, machte er seinem Unmut Luft: «Ewige Gerechtigkeit – ist solch viehisches Arbeiten die irdische Bestimmung dieser Menschen?» Kühne dachte anders: « Was bedauern Sie diese Menschen? Sie wissen nichts anderes, seht ja, sie sind kräftig und gesund, was ist denn da zu lamentieren?» – In Catania und seiner Umgebung hatten ebenfalls heftige Kämpfe gewütet. Nach dem Sieg nahm das Volk furchtbare Rache an seinen Unterdrückern. Jeder, der einen besseren Hut trug, wurde erschossen.

Die beiden Reisenden verlegten der Hitze wegen ihre Weiterfahrt auf die Nachtstunden. Bereits morgens um fünf Uhr stand das Thermometer auf 38 Grad. Ott begegnete kurz vor Syrakus einem jungen Tessiner, dem Hauptmann Franscini. Er war der Sohn des damaligen Bundesrates und stand bei Garibaldi in Diensten! Er entpuppte sich bald als Kunst- und Geschichtskenner, hatte seine Kenntnisse im Berner Gymnasium geholt und sprach fließend berndeutsch. Er wollte wissen, ob Ott tatsächlich einen Kapitulationsvertrag mit Garibaldi abschließe zwecks Lieferung von Scharfschützen aus der Schweiz! Die Zeitungen hätten davon geschrieben. Jetzt war es an Ott zu staunen. Franscini freute sich, daß es sich um eine Zeitungsente handelte: «Besser, es sei so, trotz der Aufhebung des Fremdendienstes dienen noch viele Schweizer dem Papst und dem Bourbon in Neapel, und Schweizer gegen Schweizer, das wäre nicht schön.»

Syrakus machte auf Ott einen tiefen Eindruck. Die beiden Schweizer besuchten auch das Grab des Dichters August von Platen, und der junge Franscini rezitierte feierlich das Gedicht «Das Grab am Busento».

Es wurde Zeit für die Rückreise. Franscini mußte zurückbleiben. Dafür gesellte sich Kühne wieder zu seinem Reisegefährten, er hatte seine Geschäfte abgeschlossen. «Welcher Unterschied zwischen diesem Apostel Merkurs und dem Capitano dei Bersaglieri ...!» Und doch gelang es Ott, den deutschen Kaufmann zu überreden, einen Abstecher nach Taormina und zum Amphitheater von Giardini zu unternehmen. In frühester Morgenstunde kletterten sie durch den Staudenwald empor zum Theaterbezirk. Ott war überwältigt: «Welch entzückende Aussicht! Der rauchende Ätna in bläulich-violettem Duft eingehüllt, der Vollmond gerade über seinem Gipfel, im Westen klarer Himmel, im Osten die Berge Kalabriens, ähnlich wie die Höhenzüge des Jura in Höhenrauch eingehüllt, im Süden das jonische Meer in schwindelnder Tiefe, endlos vor uns ausgebreitet ...» Kühne wurde mitgerissen von so viel Schönheit und «spielte den splendiden Mäcen!» Ott hingegen griff zu Papier und Feder und notierte sich wohl einige Verse. Daraus entstand später ein Gedicht – nach seiner Art:

«... Ich sah den Tyrannen Dyonis
Wie er den Möros kreuzigen ließ
Und wie vom Moscato bezwungen,
Versöhnt er die Freunde umschlungen ...»

«... Hier dieser Büsche Ambraduft trank
Elviras Odem, welche liebeskrank
Umfing Almansor in des Gartens Grotte,
Abschwörend ihrem finstern Christengotte,
Denn Elviras Glauben, ihre Welt
Ist Almansors, ist des Emirs Zelt ...»

Am 2. August erreichten die Reisenden das eben besetzte Messina. Die Stadt hatte ohne einen Schwertstreich kapituliert. «Das von den Kriegsschrecknissen, Pest und Erdbeben so oft heimgesuchte Messina ist diesmal mit dem Schrecken davongekommen.» Die Truppen Garibaldis hatten durch geschickte Umzingelung jeden Widerstand der Königlichen sinnlos gemacht. Ott meldete sich im Hauptquartier des Generals und kam nochmals mit ihm direkt in Verbindung. Die Gerüchte über Kapitulationsabschlüsse für 1000 Schweizer Scharfschützen nahmen kein Ende, trotz allen Dementis in den Zeitungen. Alexander Dumas, der gefeierte französische Dichter, kreuzte ebenfalls im Hauptquartier auf. Ihm und dem General gelang es endlich, die unhaltbaren Gerüchte in den Wind zu schlagen. Schalkhaft bemerkte allerdings der General, er wüßte sie gut zu brauchen! In diesen Tagen erhielt Ott ein Dankesschreiben Garibaldis für die Männerhelvetia in Bern:

Commando Generale
Dell'Esercito Nazionale
in Sicilia

Messina, 3 Agosto 1860

Citoyens de la Société Hélvétique,

L'offre généreux d'une carabine d'honneur que j'ai reçu de votre part par le Major Ott, a été bien flatteuse pour moi.

Une preuve d'estime de la part de la noble Nation Suisse est une récompense splendide pour moi, pour le peu que j'ai fait pour la liberté des peuples, et je vous en serais reconnaissant ma vie.

L'Italie marche fièrement vers son émancipation politique et la symathie fraternelle des fils de Guillaume Tell lui est de bonne augure pour l'accomplissement de ses destins.

Grâce vous en soit rendue, Hommes de la Liberté! Dépositaires de son feu sacré en Europe. Puisse la fraternité des peuples n'être plus une vaine parole, et nos deux nations, ainsi que les eaux de nos fleuves, s'entremèler enfin pour ne former plus qu'une seule et même famille!

Avec affection et reconnaissance

Votre dévoué
Giuseppe Garibaldi

In Messina liefen die Vorbereitungen zum Angriff auf das Festland auf Hochtouren. Garibaldi leistete dabei Ungewöhnliches. Er war Tag und Nacht beschäftigt. «Die Truppen sind ein Mischmasch aller Nationen und Sprachen. Wo Garibaldi erscheint,

sei es zu Fuß oder zu Pferd, donnert ihm ein ‹evviva il nostro grande capitano› entgegen. Um den 10. August begannen die ersten Landungen bei Reggio di Calabria. Einige Schiffe wurden zur Umkehr gezwungen, anderen gelang der Sprung. Die Neapolitaner setzten alles daran, um das Festland zu retten. Der Armee Garibaldis stellten sich schwere Aufgaben. Er mußte alles unternehmen, um seine Führer zu motivieren. So beschwor er sie, den Soldaten ein leuchtendes Beispiel zu sein: «Aus diesen Gründen sollen die Offiziere aufs Eifrigste um ihre Soldaten besorgt sein und sie hegen und pflegen, als ob sie zu ihrer eigenen Familie gehörten.»

Mittlerweile verbot die piemontesische Regierung die Zuzüge von Genua aus. Immerhin waren bei 17000 Mann zu Garibaldi gestoßen. Auf der Insel herrschte ein schwungvoller Handel mit Waffen und Munition. Die Händler verkauften den Freiwilligen alte, umgeänderte Steinschloßflinten, «... die unter Umständen dem Träger gefährlicher werden können als dem Feind ... die Jünger Merkurs sammeln die Reichtümer im Schatten ... da es in der Welt ja Mode ist, daß die einen nur dazu berufen sind, ihre Haut preiszugeben, während der andere in des Comptoirs friedlichen Räumen den Honig einheimst, der von des Kriegers sonnverbrannter Stirn in hellen Tropfen träufelt ...»

Gerade in den Tagen, da die Invasion des Festlandes in Schwung kam, mußte Ott die Heimreise antreten. Er hatte als Zeitungskorrespondent viele Artikel an seine beiden Zeitungen geschrieben. «... meine Augen sind durch die Hitze und das anhaltende Korrespondieren so angegriffen, daß meine Rückkehr schon deshalb erfolgen müßte.» Er holte das Freibillett zur Rückfahrt, verabschiedete sich von Konsul Hirzel und den vielen Freunden, die er unter den Garibaldianern gewonnen hatte. Die «Provence» lichtete die Anker und «das Land der großen Gegensätze verschwand in der fast unerträglichen Sommerhitze ...» In Piemont besuchte er die befreundete Familie Malaterra in Moncalvo und freute sich hier auf Helvetien, «Land der echten gesunden Freiheit, Heimat der kühlen Schatten, der heilig-stillen Wälder und der murmelnden Forellenbäche.»

Der Verfasser der «Stutzerfahrt» fügte noch ein Schlußwort bei, denn er hatte ja die entscheidenden Ereignisse nicht mehr miterleben können. So weist er auf zwei Publikationen hin, die den Ablauf des Geschehens in Süditalien weiterführen und würdigen. Die eine ist «L'Italie en 1860» von Colonel Lecomte und die andere «Der italienische Krieg von 1860». Ott hatte den Verfasser, den deutschen Obersten Rüstow, persönlich kennengelernt. Er war im Sommer 1860 Kriegsberichterstatter für deutsche Zeitungen. Schließlich fand es Ott nötig, dem Leser eine Übersicht über die recht komplizierten Abläufe zu bieten. Es ist die «Chronologische Aufeinanderfolge der Ereignisse in Sizilien und Neapel». Er teilte sie in drei Abschnitte ein:

A. Kriegsschauplatz Sizilien, April–Juli 1860

B. Der neapolitanische Kriegsschauplatz, August–Oktober 1860

C. Eingreifen der Piemontesen in die Operationen der garibaldischen Südarmee, unter General Cialdini, September 1860–März 1861.

In einer letzten Eintragung notiert der Verfasser: «12. März 1861: Kapitulation der Seezitadelle von Messina und Ende der Herrschaft Franz II. über das Königreich Bei-

der Sizilien. Die Italia Unita ist fertig. Es fehlen nur noch die ewige Roma und Venetien.» Ott sollte den Anschluß dieser Gebiete noch erleben.

Die Stutzerfahrt war für Ott der Höhepunkt seiner Italienerlebnisse. So ist es nicht verwunderlich, wenn er in seinen Gedichtbändchen «Rosen und Dornen» des Stutzers gedenkt:

«Ehrenstutzers Ankunft in Sizilien»
Zwiegespräch Ott–Stutzer, 10 Strophen. Die letzte heißt:

«Wohlan, stahlblanker Stutzer mein,
Dir winkt ein Heldenlauf.
Du gehst zu höhern Ehren ein,
Lebwohl, jetzt muß geschieden sein,
Mein treuer Freund – Glück auf!»

Freier Schriftsteller

Mit der Sammlung für Garibaldis Stutzer hatte das «Hopfenkränzchen» eine seiner Aufgaben erfüllt. Zehn Jahre lange war es ohne jeden Vereinsapparat ausgekommen, und hatte – nach Romang – «manchen Pulsschlag edler Herzen ins Volk getragen». Im Herbst 1861 gründeten die gleichen Männer einen neuen Verein, den «Chutzen». Die Schleiereule sollte als Symbol der Wissenschaft und Literatur ihr Zeichen sein. Dies war Otts Idee. Der neue Verein enthielt sich nun jeder Politik und verschrieb sich einzig der Kunst und Literatur. In dieser Zeit gab der Verein die ersten Bändchen einer Reihe «Berna» heraus. Der Reingewinn sollte für wohltätige Zwecke verwendet werden. So erhielten Zweisimmen (Dorfbrand 1862) und Seewis (Dorfbrand 1863) namhafte Beträge. Der Dichterkreis wetteiferte mit Beiträgen in den Almanach. Auch Ott steuerte eine große Anzahl Gedichte bei, unter anderem die beiden später vertonten «Mädeli vom Sibethal» und das früher weit herum bekannte «Ds Vreneli vom Thunersee». Er war überhaupt immer wieder die treibende Kraft und «reihte als Perlen des Humors und der Gemütstiefe» einen Beitrag an den andern, Gedichte und auch Prosa, so den «Batzechlemmer». Otto stand um diese Zeit auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens. Er war ein bekannter und geschätzter Volksdichter geworden, dem Schriftsprache und Mundart gleich leicht aus der Feder flossen.

Mitten in diese Tätigkeit fiel ein neuer Wermutstropfen: Nachdem Ott jahrelang den ersten Sekretär im Kursbüro durchgeschleppt hatte, bewarb er sich um einen Adjunktenposten im Departement. Er wurde jedoch nicht gewählt, wohl aber der erste Sekretär, mit dem «nie gesehenen Fleisse». Ott fühlte sich ins Gesicht geschlagen. Eine solche Hintansetzung war zuviel. Er reichte im August 1863 seine Demission ein, wie Romang berichtet, «in offener, männlicher Sprache». Die volle Wahrheit ertrage auch heute nicht jeder, darum verschweige er den Text!

Ott bewarb sich um keine neue Stelle beim Bund. Als freier Schriftsteller stürzte er sich auf eine ganze Reihe von Publikationen. Ende 1863 erschien das erste Gedicht-

bändchen «Rosen und Dornen», und schon ein Jahr später das zweite. Mittlerweile waren «Hans des Berner Milizen Erinnerungen» in Bern und Berlin erschienen und brachten ihm einen großen Leserkreis bis nach Deutschland, ja bis in die Vereinigten Staaten, denn sogar eine Zeitung in St. Louis fand das Werk einer Besprechung würdig.

Der Dichter mußte aber nur zu bald erfahren, daß «das kärglich gereichte Brot des Literaten bitter schmeckt». Mit Schreiben allein konnte er seine Familie nicht durchbringen. Seine drei Söhne Johann Rudolf (1844–1918), Gottlieb Friedrich (1846–1889) und Karl Gottlieb (1856–1923) standen zu dieser Zeit noch in der Ausbildung.

Materialverwalter bei der bernischen Staatsbahn

Ott mußte wohl oder übel aus seinem Dichterhimmel wieder heruntersteigen. Er hatte aber großes Glück dabei. Am 23. Mai 1864 erhielt er den Posten eines Materialverwalters bei der bernischen Staatsbahn. In diesen Jahren vergrößerte sich dieses Unternehmen beständig. Zur Linie Bern–Langnau (später bis Luzern) kamen die verschiedenen Juralinien. Auf Ott wartete eine gewaltige Arbeitslast, aber er, der Dichter und frühere Kondottiere, bewältigte sie mit seltener Liebe und Hingabe. Er konnte nächtelang über den Akten sitzen, und keine noch so mühselige Arbeit war ihm zuviel. Das Bahnunternehmen war so recht nach seinem Sinn. Keine großen Kapitalisten hatten die Finger im Spiel. Die Bahn gehörte dem Kanton und seinen Bürgern. Was scherte es ihn, wenn ab und zu die Finanzen ins Wanken gerieten und sich heftige Diskussionen im Großen Rat ergaben.

Hatte sich Ott in diesen Jahren doch zuviel zugemutet? Seine Nerven begannen zu streiken, und die Kräfte nahmen zusehends ab. Ein Kuraufenthalt auf dem Beatenberg und später in Wiesbaden brachten keinen Erfolg. Zu allem Unglück verlor das rechte Auge die Sehkraft. So sah er sich genötigt, im Sommer 1878, nach vierzehnjähriger Dienstzeit, seinen geliebten Posten als Materialverwalter aufzugeben. Die Direktion der Bahn zahlte ihm seine Besoldung als Ruhegehalt weiter bis zum Lebensende, das nur zu rasch herannahen sollte. Ott dankte für die nicht alltägliche Geste mit einem Gedicht:

«Die Ihr des Juras Felsen habt durchbrochen,
Dem Fortschritt neue Pfade auserspäht,
Zu Euch sei ein geflügelt Wort gesprochen:
‹Mögt einst Ihr ernten, was Ihr kühn gesäet!›
Und wenn dereinst die Pulse kühler pochen
Und unser Volk den Zug der Zeit versteht,
Dann preist Euch das jurassische Revier
Als seiner Zukunft treue Pionier'!»

Viele seiner älteren Freunde aus dem «Chutzen» waren bereits gestorben. Auch Ott, trotz seiner erst sechzig Jahre, fühlte seine Kräfte schwinden:

«Die Sonne sinkt, die Schatten werden länger,
Zur Ruhe gehn der Krieger und der Sänger.»

Bis in seine letzten Tage schrieb und dichtete er noch. Er starb am 28. Dezember 1878.

Ott hat zeit seines Lebens viel an seine Kindheit und sein Heimatdorf gedacht und ihnen kleine Perlen seiner Muse geschenkt. In einem seiner letzten Gedichte besingt er den Dorfbach hinter der Hammerschmiede, den er oft vom nahen Rain aus betrachtet hatte:

Auf dem Rain bei der Hammerschmiede in Worb

«Wo einsten stand der Kindheit Wiege,
Da sei auch meine letzte Ruh,
Ob auch der Mensch zu Staub verfliege,
Die Wellen rauschen immerzu.

O laßt sie murmeln, laßt sie rauschen,
O lernt den Wellensang verstehn,
Sie singen dem, der weiß zu lauschen,
Das hohe Lied vom Auferstehn.»

Benützte Literatur

Joh. Christian Ott: Hans des Berner Milizen Erinnerungen aus dem lombardisch-sardinischen Feldzuge von 1848. Berlin, Verlag Julius Springer 1860. – Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung 1860.
– Rosen und Dornen, 2 Bände. Bern, R. F. Haller'sche Buchdruckerei und Verlaghandlung 1864.
– Erinnerungen Hans des Berner Milizen, Neue Folge. Bern, Druck und Verlag von E. W. Krebs 1878.
Joh. Jakob Romang: Biographie Hans des Berner Milizen, J. C. Ott, mit dessen Portrait und einem dichterischen Nachruf. Bern, Buchdruckerei J. Schmid 1880.

Geschichtliche Hilfsliteratur

Hans von Greyerz: Der Bundesstaat seit 1848. In: Handbuch der Schweizergeschichte, Band 2. Zürich 1977.
J. R. von Salis: Weltgeschichte der neuesten Zeit, Band 1: Die Vollendung der nationalen Einheit Italiens.
F. W. Putzger: Historischer Schulatlas.